97. 1871
SBR 069026465813

Unterhaltungsbuch

für die

langen Winterabende.

Enthaltend:

ein Kunststück mit dem Erdspiegel zum Kranklachen; einem den Kopf abzuschneiden und wieder aufzusetzen; einen Vogel zu erschießen und wieder lebendig zu machen; ein Wachslicht oder die Tabackspfeife an den Sternen anzuzünden, das man die Funken herabfahren sieht; einen Zauberspiegel zu machen; mehrere andere magische u. dgl. Kunststücke; Anekdoten; Miscellen; der ewige Jude; Franklins Kunst vergnügt und reich zu werden rc. rc.

Veränderte Ausgabe.

Regensburg,
in der Daisenberger'schen Buchhandlung.
1823.

02/1685
Staatliche Bibliothek
g

Ein Kunststück mit dem Erdspiegel zum Kranklachen.

Man rufe einige Personen hervor, die im Erdspiegel ihr künftiges Schicksal voraus zu sehen wünschen. Hat man diese: so mache man mit der Kreide einen Kreis auf den Boden, stelle in selben eine Schüssel mit Wasser, lege ein Abtrockungstuch hinzu, stelle das Licht in einem Winkel, daß es das Tuch nur sehr sparsam beleuchtet, stelle einen Spiegel (am beßten ist ein ovaler) auf den Tisch, lasse die sich dazu engagirten Personen loosen und abtreten, vertausche das Handtuch unbemerkt mit einem rusiggemachten, rufe sie nach Ordnung der Loose hervor, führe sie mit dem Zauberstab in der Hand in den mit der Kreide bezeichneten Kreis herum und lasse sie nachsprechen: z. B. Zoroastres ich bitte dich, führe und erleuchte mich, daß ich mein künftiges Schicksal, besonders aber meine Braut im Spiegel erkenne. Hier läßt man die Person in der im Kreise befindlichen Schüssel sich das Gesicht waschen und mit dem daneben liegenden Tuche abtrocknen, ruft eine nach der andern und endlich die Abwesenden herein, läßt die angeschwärzte Person in den Spiegel sehen, und es wird ein Gelächter ohne Grenzen entstehen.

Einem den Kopf abzuschneiden und wieder aufzusetzen.

Zu diesem Stück ist ein Tisch mit einem großen Loch gegen das Ende des Tisches, nebst einer besondern Decke, den Tisch zu bedecken, nöthig. Die Decke muß rund umher bis an den Boden reichen, auch muß in dieser ein Loch seyn, das mit jenem im Tisch überein kommt. Hierauf nimmt man die Kleidung eines Knaben und stopft sie bis an den Hals aus und legt diese Figur mit dem Bauch auf den Tisch. Ein Knabe von ähnlicher Grösse muß unter dem Tisch seyn und sein Haupt durch das Loch hervorstecken. Hierauf legt man denselben eine Schüssel, die man in zwei Theile muß zertheilen können, um den Hals, damit es aber desto gefährlicher scheine muß man den Hals der Figur mit rothem Wachs ausfüllen und Adern darinn anzubringen suchen, welche mit Blut beschmirt werden. Man muß auch in die Schüssel ein wenig Blut schütten und ein Stück Leder darein legen. Ferner nimmt man eine Todtenlampe zu Hülfe, um das Haupt blos scheinend zu machen, als wäre es ein wirklicher Todtenkopf, der von dem Körper geschieden ist.

Mit noch mehr Wahrscheinlichkeit der wirklichen Abschneidung des Kopfes kann man es vorstellen,

wenn man einen kurz vorher gestorbenen Körper erhalten, ihn nach belieben kleiden, dann mit dem Schwert den Kopf abschneiden, und diesen nebst dem Kadaver von dem Zuschauern besehen und berühren lassen kann. Es versteht sich von selbst, daß der Mensch, den man den Kopf wieder aufgesetzt, mit den verstorbenen nicht nur in der Kleidung, sondern auch im Gesichte viele Aehnlichkeit haben muß, weil er endlich auf dem Tische aufstehen, sich zeigen und auch reden soll. Wenn der Todte Zahnlücken hat: so muß dem Lebenden der jenem fehlende Zahn mit schwarzem Papier oder dergl. beklebet werden. Der Tisch, auf welchem das Kunststück prodizirt wird, muß zwei Oeffnungen neben einander haben, durch die man die zwei Körper unbemerkt, beim Lampenscheine, aber doch in Gegenwart der Zuschauer nach Belieben und ohne Geräusch auf und ab lassen kann.

Eine Gans wieder lebendig zu machen, wenn man ihr den Kopf abgeschnitten hat.

Man schneidet einer Gans den Kopf ab, setzt ihn wieder auf demselben Fleck, und die Gans läuft herum, wie vorher. Das Merkwürdigste ist dabey, daß

man wirklich einen lebendigen Kopf abschneidet und zwar durch folgendes Mittel: Man läßt eine Gans auf dem Tische stehen und indem man ihr den Kopf unter die Flügel steckt, läßt man den Kopf einer andern Gans die in der Schieblade versteckt ist, durch ein Loch, das mitten im Tische ist, heraus kommen. Der Kopf, den man hernach den Zuschauern zeigt, gehört also der versteckten Gans, scheint aber der, die auf dem Tische ist zu gehören, und da sich der Kopf bewegt und schreit, so glaubt jedermann, es sey unmöglich, den Kopf abzuschneiden, ohne die Gans, die man vor Augen hat zu tödten, und man wundert sich wenn man sie gleich darauf fortgehen sieht, indem man unterdessen den Kopf der versteckten Gans wegbringt.

Einen Trank zum Munde hinein und zum Aermel wieder heraus laufen zu lassen.

Hierzu braucht man den sogenannten Zauber- oder Doppel-Trichter. In dem einen Theil gießt man Wein oder Wasser, den andern läßt man sich auf der Hand füllen. Nun ist beides voll. Dann trinkt man den äußern sichtbaren Trichter leer, so fließt das von den innern verborgenen in den äußern,

und der Trichter scheint leer, wird so vorgezeigt. Nun hält man den Trichter an den Aermel, öffnet das Loch, so läuft die im Trichter befindliche Feuchtigkeit heraus und der Getäuschte glaubt, es käme aus den Aermel.

Einen Vogel zu erschießen, und ihn wieder lebendig zu machen.

Um diesen Versuch zu machen, bedient man sich einer gewöhnlichen Pistole, welche man mit Pulver ladet, und wobey man bloß die Vorsicht gebraucht, statt des Bleyes eine halbe Ladung Quecksilber zu nehmen. Schießt man dann auf den Vogel, so fällt er scheinbar todt zur Erde, und in wenig Minuten wird er wieder aufleben.

Ein Wachslicht, oder Tabackspfeife am Monde oder einem Sterne anzuzünden, und zwar so, daß man ordentlich die Lichtfunken vom Monde oder dem Sterne herabfahren sieht.

Dieses Experiment ist um so auffallender, da man in gerader Richtung vom Monde oder Sternen den

Lichtfunken herabfahren sieht. Eine dunkle Nacht, wo die Sterne am Himmel sichtbar sind, aber auf der Erde nicht sonderlich helle machen, kommt diesem Kunststück vorzüglich zu guten. Man nehme eine schon gebrannte Wachskerze, die um so leichter zündet, und bringe etwas wenig Schwefelleber oben an die Schnuppe. In der Tasche trage man eine kleine stark geladene elektrische Flasche, die man aber sorgfältig verwahren muß, daß sie nicht auslade. Einen starken Draht mit dem Knopfe muß man ebenfalls bei der Hand haben. Nun hält man das Licht oder die Tabackspfeife schief gegen den Mond oder den Stern, woran man sein Licht oder Pfeife anzünden will. Unbemerkt steckt man den Draht mit den Knopf darauf, der in der Dunkelheit nicht so leicht wahr genommen wird, und berührt den Knopf mit der elektrischen Flasche. Der Funke wird in der Dunkelheit in gerader Richtung herunter fahren, daß es dem andern scheint, als käme er vom Sterne in gerader Richtung herab.

Bey diesem Stück kömmt es vorzüglich auf Geschwindigkeit und Dunkelheit der Nacht an, die den Betrug begünstigt. Vorzüglich hüte man sich, denjenigen den man es zeigt, neben sich stehen zu lassen, sondern stelle ihn vor sich in einiger Entfernung, so wird es desto täuschender ausfallen.

Brennspiegel von Eis und Wasser zu machen.

Von Eis wird er also verfertigt: Man läßt Wasser eine Viertelstunde lang übern Feuer kochen, damit die Materie an der Luft desto besser abdampfe und das Eis desto durchsichtiger werde. Dieß Wasser setzt man in die Kälte und läßt es frieren, welches geschieht, ohne daß es Blasen ansetzt. Solches Eis thut man in ein rund ausgehöhltes Gefäß, bringt es zum Feuer und läßt es nach und nach schmelzen, bis es eine runde Gestalt bekommt, und eben so macht man es auch auf der andern Seite, daß es also eine gleichförmige runde Gestalt gewinnt, und endlich ein Brennspiegel von Eis daraus wird. Diesen kleinen Spiegel faßt man mit einem Handschuh an, damit die Wärme der Hand das Eis nicht so bald schmelze, und setzt solches gegen die Sonne, welche dadurch in kurzer Zeit Pulver, so auf den Heerd oder Brennpunkt diess Spiegels gelegt, anzünden wird, und dieß ist die Probe im Winter. Im Sommer kann man einen nicht weniger artigen Brennspiegel machen. Man setzt eine gläserne rund geblasene Flasche voll Wasser an die Sonne, wenn sie recht heiß scheint, nämlich am beßten zur Mittagszeit; so wird sie klares Schießpulver, so man

auf den Heerd dieses Wasserbrennspiegels gelegt, geschwind anzünden.

Eine Karte mit einem Pistolenschuß an eine Wand zu nageln.

Man läßt eine Karte ziehen, bittet den, der sie gewählt hat, ein klein Eckchen davon abzureißen und sie ganz genau zu besehen, damit er sie wieder erkennen könne. Man nimmt diese zerrissene Karte reißt sie vollens entzwei und verbrennt sie. Nun läßt man eine Pistole laden, wo man die Asche mit dem Pulver vermischt; statt einer bleiernen Kugel läßt man einen Nagel, den einer aus der Gesellschaft gezeichnet hat, in den Lauf laden; darauf wirft man das Spiel Karten in die Luft, schießt die Pistole los, und die verbrannte Karte ist an der Wand angenagelt. Man hält das zerrissene Stück wieder daran und es paßt vollkommen, und den Nagel, womit sie angenagelt, erkennt der, der ihn gesehen hat,

Erklärung.

Wenn der Spieler sieht, daß man eine Ecke von der gewählten Karte abgerissen hat, so geht er in sein Zimmer, nimmt eine ähnliche Karte, und reißt auch ein solches Stück davon ab. Wenn er wieder

zurück kommt, bittet er sich die gewählte Karte aus, steckt sie heimlich in das Spiel und schiebt diejenige ganz geschickt unter, die er eben zubereitet hat, um sie statt der erstern zu verbrennen. Ist nun die Pistole völlig geladen, so nimmt er sie unter dem Vorwande, zu zeigen, wie man sie müße angreifen und losschießen; und diesen Umstand benutzt er, ein Loch, welches unter dem Laufe ist, nahe an der Oeffnung zu öffnen; jetzt und hiedurch bringt er den Nagel, welcher ihm vermöge seiner eigenen Schwere in die Hand fällt, weg; auf die Oeffnung schiebt er eine Art eisernen Ring herunter und macht ihn hier fest, damit man nichts sehe. Nun bittet er wieder Jemanden, Pulver und Papier in die Pistole zu laden, und diesen Zeitpunkt braucht er dazu, seinem Gehilfen die Karte und den Nagel zu bringen. Dieser nagelt sie dann geschwind auf ein viereckiges Stück Holz, welches dazu dient, ein Loch, das in dem Verschlage und Tapete ist, genau auszufüllen, welches man aber nicht sieht, weil es mit einem ähnlichen Stück Tapete bedeckt ist. Deßhalb erscheint die Karte, die man eben an die Wand oder Verschlag gemacht hat, noch nicht; das Stück Tapete, welches sie bedeckt, ist ganz schwach angeheftet, auf der einen Seite mit Stecknadeln, und auf der andern hängt es an einem Faden, wovon der Gehilfe das

eine Ende in der Hand hat. Sobald er nun den Pistolenschuß hört, zieht er den Faden, um das Stück Tapete schnell hinter ein Verdeck zu ziehen; die Karte erscheint, und da es dieselbe ist, die man gezeichnet hat, mit dem Nagel, den man in die Pistole geladen hat, so wird man sich gar nicht wundern, wenn dieß Spiel, welches wegen seiner Zusammensetzung so schwer zu enträthseln ist, bey dem größten Haufen Beifall gefunden hat.

Sich selbst die Nase abschneiden.

Hierzu ist bloß ein eigenes Messer nöthig, welches in der Mitte der Klinge einen halben kreisförmigen Ausschnitt hat. Solchen muß man in der Hand zu verbergen wissen, und das Messer mit beiden Händen an der Nase hin- und herziehen, und alsdann an den Ort hart anlegen, da die Nase am fleischigsten ist. Wenn man nun noch besonders ein Schwämmchen mit rother Dinte angefüllt bei sich hat, und ihn ausdrückt, so scheint es nicht anders, als wenn man sich wirklich einen Schnitt in die Nase gegeben hätte, worin das Messer noch steckt.

Einer Katze in einer Minute mehrere Sprachen schreiben zu lehren.

Man nehme ein Loth Alaun und lege es in ein Glas, gieße ein Loth Brunnenwasser hiezu und lasse es zergehen. Hernach nehme man eine Feder und schreibe die beliebigen Sprachen mit diesem Gemisch aufs Papier, lasse es trocknen, so sieht man nichts. Hernach tunke man den Fuß der Katze in Vitriolwasser, und fahre mit dem Fuß über die verborgene Schrift, so ist solche zu lesen.

Allerlei farbige Bändchen auszuspeyen.

Man nimmt verschiedenfarbige Bändchen, von jedem etwa zwei Ellen, rollt sie rund zusammen und versteckt sie in der linken Hand, indem man in der rechten eine Kugel hält, die man vorzeigt, und sich stellt, als wenn man sie verschlingen wollte; unter diesem Hocus Pocus läßt man die Kugel in den Schoos fallen, und bringt das verborgen gehaltene Band in den Mund. Wenn man nun dieses an einem Ende anfaßt, so zieht man sie Ellenweise heraus.

Der Zauberspiegel.

Man verbinde 2 Spiegel von sehr dünen Glas, die ohngefähr 3 Zoll hoch und 6 Zoll breit sind, auf einer ihrer größern Seiten mit einander, so, daß ihre Flächen perpendicular gegen einander stehen, also einen rechten Winkel bilden. Setze beyde Spiegeln in ein zugemachtes Kästchen, welches nur den Spiegeln gerade gegenüber zwei runde kleine Löcher behält. Da das Sehen allezeit in gerader Linie zu geschehen scheint, der verschiedenen Reflexionen ohngeachtet, welche die Spiegel den Strahlen verursachen, durch welche wir die Gegenstände sehen, so wird derjenige, der vor der einen Oeffnung steht, beim Hineinschauen vor der andern, und auf dem Kopf zu stehen scheinen. Dreht man aber den Kasten um, daß die Spiegel in verticaler Lage stehen, so geschieht es, daß diejenige Hälfte des Gesichtes, welche auf der rechten Seite ist, zur linken erscheint, und dagegen die andere Hälfte zur Rechten. Folglich hebt man den rechten Arm auf, ihn zu den rechten Auge zu bringen, so scheint es, daß man den andern aufhebt, um ihn zum linken zu führen, und so geht es mit jeder andern Bewegung auch. Wenn der Winkel der Spiegelverbindung etwas unter 90 Grad ist, also spitz wird, so scheint der, welcher

sich besieht, 3 Augen, 2 Nasen und 2 Mäuler zu haben; es ist also desto besser, daß man den Kasten gleich so einrichtet, die Lage der Spiegeln verändern zu können, um desto mehr Spaß davon zu haben; und hätte der Winkel nur 60 Grad, würde also $\frac{1}{3}$ vom rechten zum spitzen Winkel versenkt, so erscheint der Theil, den man im Spiegel sehen kann, in derselben natürlichen Lage, worin man davor steht.

Der Zauberpallast.

Diesen macht man durch den doppelten Elektrophor und dessen positiven und negativen Elektrizität. Man nimmt nämlich ein Brett von Lindenholz, ohngefähr zwei Fuß lang, einen Fuß breit und einen Zoll dick, überzieht dasselbe ganz mit Staniol oder Goldpapier, so daß auch der äussere Rand belegt wird, befestigt darum mit metallenen Nägeln, welche bis in die Belegung hinein gehen, einen Rand von dünem Holzspan, der zwei und eine halbe Linie über das Brettchen hervorraget. Dieß Brett, das nun die Gestalt einer Schüssel hat, gießt man mit zwei Theilen schwarzem Siegellack und einem Theil venetianischen Terpentin aus. Hierauf nimmt man eine zehn Zoll im Durchmesser haltende flache Zinnplatte, welche an

vier Orten schiefe Ringe hat, durch welche man vier dicke, zwölf Zoll lange Seidenschnüre befestigt, welche oben durch eine Glasröhre geleitet und zusammen geknüpft sind. Man reibt nun die eine Hälfte des überlegten Brettes mit Kazenfell, so wird diese negativ, nachdem die Zinnplatte auf sie gelegt und wieder aufgehoben positiv geworden ist. Alsdann stellt man auf die andere Hälfte des Brettes einen messingenen Ring, etwa einen Zoll hoch und eben so weit im Durchmesser und läßt aus der Zinnplatte Funken darauf schlagen, wodurch die Stelle der Herzkomposition, die der Ring berührt, positiv wird. Nach jeder Operation verschiebt man den Ring ein wenig mit einer Stange Siegellack nach Belieben, um positive und negative Elektrizität beisammen zu haben. Wenn man nun mit dem Hacken einer Flasche, die positiv und dann negativ elektrisirt worden ist, auf diese Herzkomposition, nach den Regeln der perspectiven Säulen, Gängen ꝛc. zeichnet, und diese mit einem Gemische von Mennige und Schwefel gepudert, so nehmen die positiven Züge den Schwefel wurzelförmig, die negativen die Mennige knopfförmig an, und stellen die bewunderungswürdigsten Variationen von Säulen und Gängen dar.

Laconism!

„Die gedehnten, lang geöhrten, und lang geschwänzten Suplicken werden wieder recht Mode," bemerkt ein öffentliches Blatt. Wäre es nicht besser, Bitte und Bescheid kurz zu fassen, wie 1700 unter Kaiser Leopold?

„ConCeDe paneM!" schrieb ein Bittsteller. „ConCeDaM," antwortete der Kaiser. Das war gewiß bündig, und doch hatte Jeder noch das Chronogram zum Besten.

Zum Kaiser Franz II. kam ein holzbedürftiger Pfarrer. Der Kaiser fragte auf Oestereichisch: „Woll's?" — (Was wollen's) der Pfarrer sagte: „Holz!"— und der Kaiser erwiederte: „Soll's!" (Sollen's haben).

Diensteifer.

Als der Thorschreiber in Wien, durch dessen Thor der Kaiser einst abreisete, sah, daß der Wagen nicht still hielt, wollte er doch seiner Schuldigkeit ein Genüge leisten, und schrieb Folgendes nieder: „Paßierende: S. Majestät der Kaiser, mit eignen Pferden, und ohne Päße."

Sprachliche Denkwürdigkeiten und historische Kleinigkeiten.

Unter der Redaktion des k. b. Appellations-Gerichts-Präsidenten Freiherrn von Aretin erscheinen „litterarische Monatsberichte für baierische Staats- und Geschäftsmänner,“ mit „Erheiterungs-Blättern“ als Beilagen.

Um die Leser dieses mit dem reichen Inhalte und der lieberalen Tendenz dieser ausgezeichneten Blätter vertraut zu machen, theile ich hier vorläufig nachstehende 11 Numern aus einem dieser Erheiterungs-blätter mit.

1.) „Eine aus Scherz angeführte Urkunde“ liest man in Savigny Gesch. des röm. Rechtes. Vorrede II. B. S. 21. Sollte man nicht hier irgendwo einen Scherz vermuthen? — Es ist aber der Profeßor Scherz gemeint, welcher als Philolog und Historiker bekannt ist. —

2.) Abkürzungen. Kein Ritt- Post- und Bürgermeister soll reit- lauf- und rathen dürfen; kein Amt- Haupt- Staats- und Ehemann soll sich mit einem Hof- Haus- und Unrath befaßen.

3. Aus dem Testamente des Juden U. „Im Fahle

der Allmächtige — so Gott verhüte — mich in eine beßere Welt abfodern sollte" u. s. w.

4.) Ein Abtritts-Patent (Abtrettungs-Patent) ist abgedruckt in dem von Graf S. herausgegebenen Archiv des W. Kongr.

5.) In einer Zeitung las man ohnlängst den Tags-Rebell (Reveil).

6.) Vor einiger Zeit war in den Zeitungen zu lesen: „die Wahrheit von den in mehreren öffentlichen Blättern vorgekommenen Nachrichten über eine vom G. H. H. zu machende Länderabtretung wird hiemit auf das bestimmteste widersprochen. (Die Wahrheit wird widersprochen? — Macht man Länderabtretungen? Es wäre wohl in manchen Ländern gut, einen Regierungs-Sprachmeister aufzustellen).

7.) Ein Dichter (Schmiedel) geht in seiner Ehrfurcht für Friderich den Zweiten so weit, daß er ihn den Fürsten Niegewesenen nennt. (S. J. allg. Lit. Zeit. 1818 S. 107.)

8.) In einer Entschliessung des Landgerichts X. ist die Rede von einer „aufgehobenen Klosterfrau."

9.) In einer gewißen Akademie der Wissenschaften erhielt ein als Mitglied vorgeschlagener, aus-

wärtiger Gelehrter eine einzige Stimme. In dem Berichte darüber wurde sprachrichtig bemerkt, daß er einstimmig zum Mitglied erwählt worden sey.

10.) Ein nach Altbaiern versetzter, der Landesmundart unkundiger Rath proponnirte über einen Kriminal-Prozeß, und nannte die Inkulpatin die Tapeten-Lisel, statt ihr den wohlerworbenen Namen der Tappeten (tappichten, ungeschickten) zu belaßen.

11.) Als der Fürst P. Großherzog von F. wurde, zeigte er sich auf dem Balkon. Das Jubeln der Menge erwiederte er durch eine ausdrucksvolle Bewegung der beiden Hände, indem er dieselben zuerst an das Herz hielt, und dann gegen das Volk ausstreckte, und diese Geberde einigemale wiederholte. „Was will er den eigentlich damit sagen?" fragte ein F. Bürger einen neben ihm stehenden Vorständter aus S. „Merkst du es nicht, dumme Auster?" antwortete ihm dieser mit dem bekannten derben Witz der S..r, indem er die Bewegung des Fürsten in verkehrter Ordnung nachmachte, er sagt ja ganz deutlich: „Alles mein, alles mein!"

Llorente's Aufklärungen über den unglücklichen Infanten Don Carlos.

Llorente hat mit dem ruhigsten Gange der Feder und am umständlichsten auseinandergesetzt, daß nie in der Welt eine Tyrannei existirte, welche scheußlicher war durch die weite Ausbreitung ihrer Wurzeln, fürchterlicher durch ihre hinterlistigen Tücken und Künste der Täuschung, schändlicher durch die Frechheit, mit der sie die Religion zum Deckmantel nahm, und durch ihre ruchlosen Thaten wirksamer ins Ganze eingrif, als die Inquisition. —

Um so mehr verdient Llorente Glauben, da er über ein höchst merkwürdiges geschichtliches Factum, das die Feinde der Inquisition stets anzogen, um Haß gegen sie zu erregen, ganz neue unerhörte Dinge sagt, die aber gerade beweisen, daß die Inquisition hier rein war von Aller Schuld. Dieses Factum ist der Tod des unglücklichen Don Carlos. — Im dritten Bande des Meisterwerkes von Llorente führt dieß eine gründliche Abhandlung herbei. —

Don Carlos ist gleichsam ein poetischer Heiliger. Durch Alles, was die Geschichte über ihn

sagte, ward man wunderbar an ihn gefeßelt. Man glaubte in einen tiefen Schlund der Verruchtheit hinabzusehen, und klar zu erkennen, daß der engherzige, oder ganz herzlose Philipp ein durch Bigotterie verschrobener Tyrann, oder wohl gar raffinirter Heuchler ohne Religion, seinen eignen Sohn erdroßeln ließ, weil er die Nähe eines Menschen von solcher Charaktereinheit nicht ertragen konnte. —

Dichter-Darstellung dieses Charakters auf der Bühne ließ uns in ihm einen sehr interessanten Idealisten, einen romantischen Schwärmer erblicken, verliebt in sich machend, und selbst verliebt, seinen Vater haßend, weil er solch ein Ungeheuer nicht lieben konnte. — Vielleicht glaubte unser Schiller nicht einmal, der Geschichte sehr nahe zu treten, als er diesen Charakter so behandelte. Außer Spanien dachte sich bei dem Namen Don Carlos Jedermann sogleich einen Martirer der liebenswürdigsten Schwärmerei, und blos die, ihren König Philipp für ein Muster von Monarchengröße haltenden, Spanier theilten diese Meinung über Carlos nicht ganz. Aber selbst in Spanien fand er an dem ehrlichen und warmfühlenden Puigblanch und an andern Apologeten, die gern für ihn begeistern mochten.

Grundfalsch ist, was alle Welt glaubt, daß Philipp dem Prinzen den Inquisitions-Prozeß habe machen lassen. Wenn alle Geschichtschreiber davon mit einer Zuversicht reden, gleich als ob sie selbst Beisitzer gewesen wären, so ist doch keine Sylbe davon wahr. —

Man hat Gespräche, die zwischen Philipp und dem Großinquisitor gehalten worden seyn sollen, und andere zwischen Carlos und sehr merkwürdigen Personen gehalten, bekannt gemacht; alle diese Dinge sind Lectionen. Seine Verurtheilung geschah gar nicht durch die Inquisition, auch nicht durch seinen Vater, sondern durch einen gutachtlichen Ausspruch des Staatsrathes, in welchem der Kardinal Espinosa den Vorsitz hatte. —

Zu diesen starken Behauptungen giebt Llorente die befriedigendsten Beweise. Das Interessanteste für den gramatischen Geschichtschreiber und den Psychologen — weil am Ende vielleicht doch die Liebe der Spanier zu ihrem Ungeheuer Philipp erklärlich werden, und dieser verrufene Tirann, auch in anderer Hinsicht rein zu waschen seyn dürfte — sind die Details über Don Carlos Charakter.

Carlos, sagt Llorente, war durchaus das nicht, wofür man ihn hielt. Er ist nie in die Köni-

ginn Isabella verliebt gewesen. Isabella war überdieß von einer Tugend, die nie einen Makel auf sich kommen ließ. Nie hat sie ein Billet an Carlos geschrieben, nie Briefe von ihm erhalten. Der Prinz, dem in allen Gemälden, die man von ihm hat, viel zu sehr geschmeichelt ist, war nichts weniger, als ein schöner Mann. Er war mager, schwächlich, blaß. Ungleich mehr, als er, war Philipp geeignet, den Damen zu gefallen, selbst als ein Vierziger noch.

Auch von den sittlichen Eigenschaften, welche liebenswürdig machen, besaß Carlos nicht Eine. Seine Erziehung war vernachläßigt, in seinem Charakter die Brutalität hervortrettend, sein hochfahrendes Wesen unerträglich. Bei dem geringsten Versehen seiner Diener schlug er diese, im Zorn zerbrach er, was ihm unter die Hände kam; ja er vergieng sich durch gröbliche Beleidigungen selbst gegen Personen vom höchsten Range.

Aus einigen Briefen, welche Llorente mittheilt, erhellet, daß des Prinzen Geist sehr unausgebildet war, und daß sein Verstand keine helle Ansicht von den Dingen hatte, so wie sein Styl keine Haltung. Um eines Bouffons Willens, dessen Darstellungen ihn kurzweilten, und den der Präsident des Geheimen-

Rathes von Castilien, einer der vornehmsten Spanischen Bischöfe aus der Hauptstadt verbannte, wollte er diesen mit einem Dolche ermorden. Mit dem gezuckten Dolche ihm nachrennend, schrie er laut: „Maßt sich ein Pfaffenbauch, wie Ihr, an, mich um das Vergnügen zu bringen, das Cisneros mir gewähret? Bei'm Leben meines Vaters, schwör' ich, will ich Euch ermorden!" Eben so verfolgte er den Herzog von Alba mit einem gezuckten Dolche. (Diese Entrüstung wird man verzeihlicher finden). Er hatte die Kühnheit, die Prinzeßinn Anna von Oestreich heirathen zu wollen, ob er gleich wußte, daß sein eigner Vater sich um ihre Hand bewarb. (Bekanntlich sagen die Schmäher Philipps: „Er war Bösewicht genug, seinen Sohn erdroßeln zu lassen, weil er ihn seine Geliebte nicht gönnte, sondern sie für sich haben wollte").—

Endlich gieng seine Raserei so weit, daß er selbst gegen seines Vaters Leben eine Verschwörung anzettelte. —

Der päbstliche Gesandte gab seinem Hofe folgenden Bericht über ihn: „Der Prinz von Asturien ist ein verdorbner Mensch, von unerträglichen Dünkel und ausschweifend in seinen Sitten. Sein Verstand ist so beschränkt, und er ist zuweilen so launisch und

starrköpfig, daß man wohl mit Recht sagen darf, er habe Anwandlungen von Wahnsinn.“ —

Den elend ausgedachten Plan, seinen Vater aus dem Wege zu räumen, eröffnete er mit noch größerer Stupidität seinem Beichtvater, und der Gemahlinn des Oberstallmeisters. Diese machten die Anzeige, er ward verhaftet, und der Staatsrath, sich vollkommen überzeugend, daß der Infant nie regierungsfähig werde, fählte das Urtheil, er habe den Tod verdient, dessen Ausspruch der Prinz nicht einmal erlebte.

In seinem Arrest benahm sich der Prinz mit der rohesten Wildheit, und verschmähte alle Rücksichten. Es kam eine schreckliche Entzündung in sein Blut. Er ließ Eisstücken in sein Bett legen, um die verzehrende Gluth zu dämpfen. Ein hitziges Fieber ergriff ihn, und zu diesem gesellte sich eine erschöpfende Dyßenterie.

Philipp kämpfte mit sich, und wußte nicht, ob er das Urtheil des Staatsraths genehmigen sollte. Der Tod des Prinzen riß ihn aus dieser peinlichen Verlegenheit, und Llorente behauptet, daß der Haß, der diesen Fürsten Sonderling bei der Nachwelt drückt, der Mörder seines Sohnes zu seyn, von ihm durch keine Genehmigung des Urtheils und keinen eignen Ausspruch verdient worden sey.

Man behauptet, der Cardinal Espinosa und der Fürst von Evoli seyen der Meinung gewesen, sie würden den Wünschen Philipps entgegen kommen, wenn sie die Krankheit des Prinzen benützten, und ihm eine zum Tode führende Arznei geben ließen. Wirklich soll Carlos unmittelbar nach dem Hinunterschlucken einer Arznei gestorben seyn, die ihn sein Arzt, Olivares, selbst reichte. Luis Cabrera, ein Schriftsteller, der eben damals in der Umgebung des Königs angestellt war, begnügt sich zu sagen: „das Mittel sey von keinem günstigen Erfolge gewesen, und die Krankheit des Prinzen habe tödtlich geschienen.“

Wenn indeß Llorente von Philipps die Blutschuld, deren man ihn seit dritthalb Jahrhunderten angeklagt hat, abwischt, so stimmt er dennoch keineswegs in den Ton der ältern Spanischen Geschichtschreiber und Dichter ein, die den steifen nur Grandezza liebenden Philipp anbethend bewundern, sondern haßt ihn, wie die neuern von der Partei der Liberalen, Puigblanch und Andere.

Geist des Englischen Handels.

Ein junger Lyoner — jetzt ein reicher und angesehener Kaufmann — reiste vor etwa 40 Jahren in Geschäften eines Handlungshauses nach Spanien, und hatte zufällig mit einem jungen Engländer Gesellschaft gemacht, der in gleichen Geschäften dieselbe Straße reiste. Dieser Engländer hatte Proben von Hüten bei sich, die er Jedermann vorzeigte, und zu neun Franken das Stück zu liefern versprach. Der Lyoner, der sich auf diesen Handelszweig recht gut verstand, konnte nicht begreifen, wie man so schöne Castorhüte so äußerst wohlfeil verkaufen könne; denn neun Franken schienen ihm kaum zwei Drittel des wahren Werthes. Schon oft hatte er deshalb den Engländer um Erläuterung gebeten, der aber immer auswich. Endlich öffnete eines Tages der Wein ihm den Mund, und er erzählte, wie das Ding zugieng. In London hatte man nehmlich erfahren, daß in dem Theile van Spanien, wohin sie reisten, zwei Hutfabriken etablirt worden waren, welche in kurzer Zeit durch ihren Fleiß sich sehr empor geschwungen hatten: der Engländer war deshalb abgeschickt worden, um diese Fabriken zu ruiniren. Die Englische Regierung nämlich munterte durch ansehnliche Prämien zu folgendem artigen und einfachen Manövre auf: „Wir

verkaufen, sagte der Engländer, während zweier oder dreier Jahre Hüte, die fünfzehn Franken werth sind, für neun. Es ist unmöglich, daß die neuen Fabriken, die sich selbst überlassen sind, und keine Unterstützung von der Regierung genießen, diese Concurrenz lange aushalten; sie müssen zu Grunde gehen. Dann vermehren wir von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, den Preis unserer Hüte. Deßhalb werden doch keine neuen Fabriken wieder entstehen; denn das Schicksal der ersten schreckt ab. Wir bleiben also im ausschließenden Besitz dieses Handelszweiges; in fünf oder sechs Jahren fordern wir zehn Thaler für das, was wir jetzt für neun Franken verschleudern. So holen wir unsern Verlust gar bald wieder ein, der ohnehin von der Regierung größten Theils getragen wird." —

Schreiben einer Dame an Herrn von Segür, sein Werk über die Weiber betreffend.

„Soll ich Ihnen Glück wünschen, mein Herr, daß Sie Historiograph der Weiber geworden sind? und sollen wir uns dafür bedanken? daß weiß ich

selbst noch nicht recht. Jeder Geschichtschreiber versichert, unpartheiisch zu seyn; Unpartheilichkeit aber setzt Ruhe voraus, und wir lieben eben nicht, daß man sich ruhig mit uns beschäftige. Wir haben freilich von unsrer Gouvernante oft genug hören müssen, daß die Huldigung, welche die Vernunft uns darbringt, die ehrenvollste sey: aber Sie wissen wohl, etwas weniger Ehre und etwas mehr Schmeichelei wäre uns lieber. Ich habe nichts dagegen, daß Sie sich in einer neuen Gattung versucht haben; vergessen Sie nur nicht, daß derjenige, der uns besingt, ja selbst der uns persiflirt, weit näher dabei ist, uns zu gefallen, als der uns richtet. — Uebrigens haben Sie, meiner Meinung nach, den Faden beim rechten Ende ergriffen. Man hat wohl bisher Biographieen von Schriftstellerinnen und ganze Gallerieen von berühmten Weibern aufgestellt; aber das macht freilich noch keine Geschichte unsers Geschlechts. Eine berühmte Frau ist eine Ausnahme von der Regel, oder, wie die Botanisten von gewissen zu glänzenden Blumen zu sagen pflegen, eine Krankheit der Gattung. Eine gelehrte Frau, meint la Brüyere, gleiche einer schönen trefflich polirten und ciselirten Flinte, die man im Kabinet den Neugierigen zeige, die man aber weder im Kriege noch auf der Jagd gebrauchen könne. Was la Brüyere

eine gelehrte Frau nannte, nennen wir heut zu Tage eine Schriftstellerinn. Zu seiner Zeit schämte sich ein Frauenzimmer zu gestehen, daß sie schreiben könne; zu unserer Zeit wollte ich keinem Mädchen rathen, sich für bedeutend zu halten, wenn es nicht wenigstens in ein Paar Almanachen Sylben und Reime zusammengestoppelt hat. Ach! aber Ihre Bemerkung, mein Herr, ist ganz richtig: in dem Maaße als der Glanz der Talente unsers Geschlechts sich vermehrt, vermindert sich sein Einfluß auf die Gesellschaft. Als die kleinere Zahl der Frauen weniger glänzte, wurden die Weiber im Ganzen mehr geachtet. Es gab noch blutwenig berühmte Frauen zu den Zeiten, als die irrenden Ritter sich für jede Frau herumschlugen. Damals durften wir wohl mit ins Regieren pfuschen; jetzt dürfen wir nur das Publikum amüsiren. — Meinen Sie, wir wären freiwillig dazu herabgesunken? Kennen Sie ein Frauenzimmer, das, wenn es die Wahl gehabt hätte, Schriftstellerinn oder ein schönes Weib zu werden, das erstere gewählt haben würde? und die lieber ihre Talente möchte bewundern, als ihre Reitze anbeten lassen? — Glauben Sie mir, wir suchen nur dann unsern Ruf in einem großen Zirkel zu verbreiten, wenn wir den kleineren, der uns umgiebt, nicht zu fesseln,

Staatliche Bibliothek Regensburg

vermögen; und wenn wir uns recht sehr bemühen, von uns reden zu lassen, so ist das ein Beweis, daß man gar wenig mehr mit uns redet."

Ein sonderbares Aushängeschild.

Ein Reisender giebt folgende wörtliche Uebersetzung von einem Aushängeschilde vor der Bude eines Tinten-Fabrikanten in China: „Sehr gute Tinte, sehr schöne, sehr alte Bude. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir machen diese Tinte. Sie ist schön und hart, sehr hart (die Chineser schreiben nämlich mit Tusch), ausgesucht schön, und schwarz vorher und nachher. Ich verkaufe sehr gute Dinte, der erste Ankauf ist sehr theuer. Diese Tinte ist schwer, sie ist aus Gold, niemand kann solche Tinte machen. Andere machen Tinte um Geld zu verdienen und um zu betrügen; ich allein mache sie um der Ehre willen. Viele vornehme Leute kennen meine Tinte, meine Familie betrügt nie. Ich mache Tinte für den Kaiser und alle Mandarine, die ihn umgeben. Alle Leute von einiger Bedeutung müssen in meine Bude kommen und meinen Namen wissen, Ungwanschi Coischu."

Die

Die Rosen und der Pfau.

Die schöne Zeit der Rosen nahet heran; man sieht sie jetzt überall: unter den Linden, in allen Zimmern, an den Busen der Damen, und nun gar in den Blättern dieses Buches. Ob wir gleich jetzt über hundert Gattungen von Rosen zählen, folglich vielleicht neun und neunzig mehr als unsere Voreltern, so waren die Rosen doch bei ihnen eben so beliebt, als bei uns. Keine Freude ohne Rosen; ja ein gewisser Graubart Aelianus, den die schönen Leserinnen nicht näher zu kennen brauchen, behauptet, daß sogar die alten Gallier, um den Muth anzudeuten, mit welchem sie in die Schlacht giengen, statt der Helme Rosenkränze auf das Haupt setzten.

Rosen schmückten jedes Fest, jede Hochzeit. Chapel hieß die Rosenkrone, welche die Damen trugen. Wenn der Konnetabel den König bei der Tafel bediente, so hielt er in der Hand eine weiße Ruthe, und sein Haupt zierte ein Kranz von Rosen. Nonnen, die eingekleidet, Mädchen, die verheirathet wurden, wanden Rosen um die Schläfe. Ein Vater, der seiner Tochter nichts mitgeben konnte oder wollte, mußte ihr wenigstens den sogenannten Chapel schaffen. Die Braut gieng ganz weiß gekleidet, zum

Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; die Rosenkrone im Haar war das Sinnbild der Liebe. Sie fehlte nicht einmal bei geistlichen Prozessionen, und ihr allgemeiner Gebrauch hatte sogar einer Handwerksinnung zu Paris das Daseyn gegeben, deren Mitglieder man Chapeliers (Hutmacher) nannte, und die allein Rosenkronen machen und verkaufen durften. Diejenigen Weiber, die mit künstlichen Blumen handelten, hießen gleichfalls chapelières en fleurs.

Gegen das Ende des XIVten Jahrhunderts kam im Parlement zu Paris eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nämlich ein weltlicher Pair einen Prozeß hatte, und vorgerufen wurde, mußte er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich IV. hat diesen Gebrauch, aber zuletzt, beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlement nach Tours flüchten mußte, wurde die Rosenceremonie vernachläßigt, und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlement seinen eignen Rosenlieferanten, der den Titel rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit seiner Waare hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay - aux - roses genannt.

In vielen Städten durfte nicht Jedermann Rosen in seinem Garten ziehen; denn das war ein Privilegium. Die, denen es zu Theil geworden, mußten dem Stadtrath jährlich am heiligen Drei Königsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt wurden, Rosenbüschel findet: denn die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen; auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehnten Jahrhunderte), und räth, man solle gebratenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

In der ältesten Zeit pflegte man die Tafel und den Speisesaal mit Blumen zu schmücken. Ein alter Schriftsteller erzählt: „Statt Kalk und Steine sah man nur Epheu an den Mauern. Der Fußboden war dick mit Blumen bestreut: man glaubte auf einer blühenden Wiese zu wandeln. Die Tafel zeigte

mehr Rosen als ein ganzer Garten. Kein Tischtuch bedeckte sie, nichts als Rosen. Die Speisen standen auf und zwischen Rosen. Ihr Duft und ihre glühenden Farben ersetzten reichlich den Anblick eines schneeweißen Tischtuchs."

Da wir einmal in das Mittelalter hinein gerathen sind, und eben an einer schön geschmückten Tafel sitzen, so wollen wir noch einen Blick auf das werfen, was darauf gesetzt zu werden pflegte.

Eine der leckersten Speisen jener Zeit, die, wenn Könige und Fürsten banketierten, nie auf ihren Tafeln fehlte, war der Pfau. Die alten Romanciers nannten ihn den edlen Vogel, dessen Fleisch nur Liebenden und Tapfern zur Nahrung dienen müsse. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einen Lügner schildern will, sagt: er habe so viel Neigung zum Lügen gehabt, als ein Hungriger zu einem gebratenen Pfau. Man pflegte ihn ganz mit allen seinen Gliedern und Federn auf die Tafel zu setzen. Das bewerkstelligte man, indem man ihm sehr geschickt die Haut abzog, den Kopf in Leinewand wickelte, und dann den Körper an den Spieß steckte. Um, während des Bratens, seine Federkrone unversehrt zu erhalten, begoß man die Leinewand unaufhörlich mit frischem Wasser. War

der Pfau nun fertig, so nahm man ihn vom Spieße, zog die Haut wieder über den Körper, stutzte die Krone auf, breitete den Schweif aus einander, und servirte ihn.

Zuweilen trieb man die Verschwendung so weit, ihn, statt seiner natürlichen Haut, mit Goldblättchen zu bedecken. Andere steckten ihm zur Belustigung Leinewand in Kamphor getaucht in den Schnabel, zündeten bei der Tafel die Leinewand an, und ließen so den Pfau Flammen speien. — Kein Knappe durfte sich die Ehre anmassen, diesen edlen Braten auf die Tafel zu setzen: das gebührte nur den Damen, und unter diesen wiederum der Schönsten oder Vornehmsten. Im Gefolge mehrerer Frauenzimmer, und von Musik begleitet, trat die Königin des Festes mit der goldenen oder silbernen Schüssel in den Saal, auf welcher der Vogel prangte. Bei Trompetenschall setzte sie dieselbe vor den Wirth, wenn er vornehm genug war, oder vor den tapfersten und galantesten Ritter. Folgte der Schmaus nach einem Turnier, und war derjenige Ritter zugegen, der den Preis erkämpft hatte, so kam ihm diese Ehre zu. Dann mußte er aber auch seine Geschicklichkeit im Transchiren beweisen, und es so einzurichten wissen, daß jeder Gast, wären ihrer auch noch so viele

gewesen, ein Stückchen davon bekam. Der Verfasser des Romans, Lancelot, erzählt, daß bei einem Feste, welches König Artus der Tafelrunde gab, der König selbst einen Pfau so geschickt zerlegt habe, daß von 150 Gästen keiner leer ausgieng.

Zuweilen wurde der transchirende Ritter durch die ihm erwiesene Ehre plötzlich zu hohem Muth entflammt; er stand auf, streckte die Hand über den gebratenen Vogel aus, und that irgend ein verwegenes oder liebeathmendes Gelübde. Er schwur, z. B. daß er in den nächsten Schlacht sich zuerst auf den Feind stürzen, oder bei einer Belagerung, zu Ehren der Geliebten, sein Fähnlein zuerst auf die Mauer pflanzen wolle. Die Formel eines solchen Gelübtes war: Ich gelobe bei Gott, der heiligen Jungfrau, meiner Dame und dem Pfau, ꝛc.

Nachher wurde die Schüssel von einem zum andern getragen, und der in jeder Brust aufgeregte Ehrgeitz that oft die ausschweifendsten Gelübde. — So ward es mit dem Pfau gehalten; oft genoß auch der Fasan gleicher Ehre.

Eine andere Leckerei späterer Vorzeit waren die jungen grünen Erbsen, auf deren Kultur man sich damals noch wenig gelegt hatte, und die daher

in einem ungeheuren Preise standen. Der Verfasser von Colberts Leben (1695 gedruckt) sagt: es sey zum Erstaunen, daß Leckermäuler oft ein Maaß Erbsen mit funfzig Thaler bezahlten. — In einem Briefe von 1696 sagt Frau von Maintenon: „das Kapitel von den grünen Erbsen ist noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu essen, das Vergnügen, sie gegessen zu haben, und die Sehnsucht, noch mehr zu essen, sind die drei Hauptpunkte, welche von unsern Prinzen seit vier Tagen abgehandelt werden. Es giebt Damen, welche, wenn sie beim König zu Nacht gegessen, und tüchtig gegessen haben, zu Hause noch vor dem Schlafengehen eine Schüssel voll grüner Erbsen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es ist eine Mode, eine Wuth; und es ist nicht die einzige."

Da dieser Brief vom 10ten Mai datirt ist, so folgt daraus, daß man damals, selbst am Hofe, nicht früher grüne Erbsen haben konnte, obgleich die Mode einen so hohen Preis auf sie setzte. Erst gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab der wackere Arnaud d'Andilly, in der Abtei de Port royal, der echten Gartenkunst das Leben.

Litterarisches Curiosum.

Wie im Jahre 1708 der Rector Losius in Hildesheim eine „singende Geographie" herausgegeben, so hat 1818 der Rector Kastendiek in Hammeln einen „Versuch einer — in Versen bearbeiteten Erdbeschreibung von Europa ꝛc. ꝛc." an's Licht tretten lassen, welche der Aufmerksamkeit aller Lachlustigen zu verdienen scheint. —

Von Weimar z. B. singt der Verfasser:

„Gelehrte und Künstler sind hier hoch geschäzt,
Indem man auf Bildung sehr großen Werth sezt,
Nicht weit davon ist auch die Stadt Apolda,
Wir sehen eine wichtige Strumpffabrik da. ꝛc. ꝛc.

Fortschritte mit dem Zeitgeist.

Eine merkwürdige Erscheinung im 19. Jahrhunderts ist folgende in Mannheim erschienene Schrift, welche man anfangs als ein Geistes-Produkt des Jahres 1418 anzusehen glaubt, wenn nicht der Augenschein die wohlthuende Ueberzeugung lieferte, daß wir ein wichtiges Werk des Jahres 1818 zu würdigen haben.

„Albertus Magnus bewährte und approbirte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse für Menschen, Vieh, für Städter und Landleute. Mannheim, bei Tobias Löffler, 1818.“ —

In der Vorrede wird versichert, daß mancher Mensch schon von Jugend auf des Nachts durch schlechte Leute geplagt worden sey, die man nur mit dem Betzweierle (dieses Wort ist für uns ein wahrhaft ägyptisches Geheimniß) vertreiben könne. — Mancher habe durch sie schlechte Ehe gehabt, und all sein Vieh, seine Kinder, und die Benützung seiner Kühe verloren.

Um nur der Menschheit einen großen Nutzen zu stiften, habe man diese Sammlung zum Druck befördert, damit man dadurch dem Teufel Zaum und Gebiß anlegen könne. Darum bitte man Jeden, der das Büchlein in die Hände bekomme, nicht darüber zu spotten, oder es zu vertilgen, weil es sonst Gott damit verfolgt, und Gott ihn dagegen verfolgen wird, wo er alsdann in die ewige Strafe und Verdammniß falle 2c. 2c. —

Es sind in dem Werklein eine Menge für alle Stände nützliche Arkanne angegeben, z. B. „Mittel, sich kühn und beliebt zu machen.“

„Den Stein Alectorius findet man in alten Kapaunen; wer denselben am Hals trägt, soll beständig kühn, und von allen Menschen geliebt werden.“

(Wer hätte den alten Kapaunen eine solche Wunderkraft für den Muth und die Liebe zugetraut?) —

„Mittel, daß man nicht verwundet werden kann.“

„Wer Sanct Peters Wurzel gräbt, zu Morgens am Peterstage, ehe die Sonne aufgeht, und solche an dem Halse trägt, der ist sicher nicht verwundet zu werden; nur soll er sich hüten Unkeuschheit zu treiben, so lange er die Wurzel bei sich hat.“ —

Ferner: „Grabe Wegwart im Zeichen der Jungfrau, und esse sie nüchtern, ehe du anfängst zu fechten und zu schlagen — probatum est.“ —

Sogar findet sich darin eine geheime gehaltene Kunst eines Churfürsten von Mainz, alle geringen Weine geschwind zu verbessern. —

Wahrscheinlich verdankt dasselbe aber die unbegreifliche Nachsicht der Polizei den darin angegebenen Mitteln, auf die leichteste Art Diebe zu entdecken, oder den Dieb zu zwingen, das Gestohlene wieder zu bringen. —

Was kann man auch mit einem Menschen anfangen, der das sympathetische Kunststück lehrt, wie man vor Gericht immer Recht behalte? —

Wir würden dieses gleichfalls bekannt machen, wenn nicht nothwendig der andere Theil immer Unrecht behielte, oder im Falle es beide brauchten, die Richter in die größte Verlegenheit kämen. —

Hier war der Zweck nur auf die Fortschritte aufmerksam zu machen, welche die Aufklärung macht, und wie hoch die Preßfreiheit in Deutschland geehret wird, wenn sie sich an Nichts weiter, als an den gesunden Menschen-Verstand wagt.

Niemeyer's Aeußerung über Bibelgesellschaften.

„Ueber den Einfluß der Universität Halle auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert," hat der würdige Niemeyer auf eine würdige Art in einer kleinen höchst beachtenswerthen Schrift Auskunft gegeben. Von den freien Geständnißen, mit welchen er sie schließt, hier einige: „Man befördere, man verbreite die heiligen Schrif-

ten! sie haben uns allein das rein erhalten, was Menschen entstellten und verdunkelten. Aber man lehre sie vor allen Dingen recht lesen, und recht verstehen; stifte eben so viele Schulen, wo noch keine sind, als Bibelgesellschaften, und sende dem unwißenden Volke mit den Bibeln auch Erklärer des Worts. — Das Buch und der Buchstabe beßert nicht; der Geist wird ergriffen, durch die Belehrung: nur er macht lebendig.

Liebenswürdige Sprachverbesserung.

Ein Herr Schmitthon hat ein Buch herausgegeben; „über Wehr- und Schirmanstalt“ in der er Vorschläge macht, wie künftig die französ. Worte in der Kriegskunst in Deutsche umzuwandeln wären.

Die Armee soll heissen: Streitmannschaft; die Infanterie, Fußvolk; die Kavallerie, Reitvolk; die Artillerie, Geschützvolk; eine Kompagnie, Manney; 4 Manneyen bilden ein Bataillon (denn dieß Wort sey deutschen Ursprungs, von Batten) schlagen und all, auch die Endung On sey in alten Hauptwörtern

gewöhnlich gewesen: 2 Bataillone bilden ferner einen Zug, 2 Züge eine Schaar; dann giebt es Schaarenzüge, Schaarenmanney, Offiziere heißen Wehrobern, und theilen sich in Leutmar, Hauptmann, Banner, Oberbanner, Hauptbanner, Urbanner, und der General en Chef heißt Herzog.

Urtheil gegen die Lotterie in finanzieller Hinsicht.

Dr. Focke, ein Engländer, hat ein Werk über die Lotterie herausgegeben, in welchem er zeigt, daß die Lotterie, als Staatsabgabe betrachtet, die schlechteste von allen sey, weil sie die größten Verwaltungskosten mache. Er beweist, daß die englische Lotterie von ihrer Einnahme 40 pr. Ct. auf die Verwaltungskosten verwenden müße, und die Französ. 30 pr. Ct.

Unter aller Kritik.

Ein gewißes naturhistorisches Werk enthält ein Register, welches mit folgenden Worten beginnt: Allgemeines Register über die in diesem Buch vorgestell-

ten vierfüssigen Thiere. Das Portrait unsers seel. Vaters, als ein Titelblatt. Vorrede. Dessen gänzlicher Lebenslauf. Detto deutsch und französische Beschreibung. — Pferd. Zahmer Esel, Maulthier oder Esel. Wilder Esel, Zebra rc. rc.

Gewinn aus der Gefangenschaft gelehrter Männer.

Im Kerker schrieb Boethius sein vortreffliches Buch über die Tröstungen der Philosophie. — Hugo Grotius schrieb gefangen seinen Kommentar über St. Mathias. — Buchanan entwarf in dem Kerker eines Klosters in Portugal seine Paragraphe über die Psalmen Davids. — Pelißon setzte während fünfjähriger Gefangenschaft seine Studien der griechischen Sprache, der Philosophie, und besonders der Theologie mit Eifer fort, und schrieb mehrere gute Werke. — Michael Cervantes dichtete Vieles während seiner Gefangenschaft in der Barbarei. — Ludwig XII. ward als Herzog von Orleans bei der Schlacht von St. Aubin gefangen genommen, und lange Zeit in Burgos eingesperrt; er legte sich hier mit Eifer auf die Wissenschaften, welche er frü-

her ganz vernachläßigt hatte, und ward ein fähiger und aufgeklärter Monarch. — Margarethe, Gemahlinn Heinrich IV. von Frankreich, in Louvre eingesperrt, legte sich mit vielem Eifer auf das Studium der Literatur, und schrieb eine Apologie ihres (unregelmäßigen) Lebenswandels. — Karl I. schrieb während seines Gefängnißes zu Holmsby das treffliche Werk: The portrait of a King, welches er seinem Sohne dedizirte, und dessen politische Reflexionen eines Tacitus nicht unwerth befunden werden. — Die Königinn Elisabeth von ihrer Schwester Marie gefangen gehalten, schrieb einige recht interessante Gedichte, und Marie Stuart verfaßte während ihrer langen Gefangenschaft viele schöne Gedichte. — Walter Raleigh schrieb während seiner Gefangenschaft seine History of the World, von welcher selbst Humme mit Lob und Bewunderung spricht.

Lebensregeln.

Der berühmte Benjamin Franklin setzte für sich nachstehendes Verzeichniß von Tugenden auf, wornach er seine Lebensweise einzurichten sich bestrebte.

Diese goldene Worte eines Weisen verdienen eine allgemeine Mittheilung.

Mäßigkeit. Vermeide Unmaß mit Essen, das den Geist dumm macht, und Unmaß im Trinken, das den Kopf erhitzt.

Verschwiegenheit. Rede nur, was dir selbst oder andern nützlich seyn kann, und vermeide müßiges Geschwätz.

Ordnung. Weise jeder Sache ihren bestimmten Platz an; vertheile deine Zeit verhältnißmäßig unter deine Geschäfte.

Entschlossenheit. Faße den Entschluß, das ganze zu Stand zu bringen, was dir zu thun obliegt, und laß keinen dieser Entschlüße unausgeführt. —

Genügsanstalt. Vermeinde unnütze Ausgaben für dich und andere, oder hüte dich vor Verschwendung. —

Fleiß. Verliere die Zeit nicht. Sey immer mit etwas Nützlichem beschäftigt. Gieb dich nicht mit unnützen Tand ab. —

Aufrichtigkeit. Brauche nicht Umschweise. Weiche nie von Wahrheit und Recht im Denken und Reden.

Gerechtigkeit. Thue Niemanden Unrecht, und leiste Jedem das, was er von dir zu erwarten berechtigt ist. —

Mässigung. Hüte dich vor allen Extremen. Sey für empfangene Beleidigungen so empfindlich nicht, als dir däucht, daß sie wohl verdienen möchten.

Reinlichkeit. Dulde nichts Unreines an deinem Leib, an deiner Kleidung, in deiner Wohnung.

Gemüthsruhe. Laß dich nicht durch Kleinigkeiten, oder durch gewöhnliche und unausweichliche Vorfälle außer Fassung bringen.

Keuschheit. Sey Herr deiner Triebe, und laß keine schnöde Lust deine Gesundheit, deinen Frieden, deinen und anderer guten Ruf stören oder gefährden.

Demuth. Sieh in Jesus und Sokrates deine Vorbilder.

Thätigkeit.

In einer englischen Manufaktur war die Wolle vom Schaafe weg binnen 13 Stunden 20 Minuten bis zur Verwandlung in einen Rock verarbeitet worden. Die Besitzer der Ontariomanufaktur in Manchester (in Amerika) Buck und Brewster machten sich gegen eine Wette von 500 Dollars verbindlich, die Aufgabe binnen 12 Stunden zu lösen. Die Wolle wurde in ihrem natürlichsten Zustande aus dem Sack genommen, und in 9 Stunden 15 Minuten wurde der Rock von einem der Theilnehmer an der Wette im Triumpfe getragen. Das Tuch war zwar nicht von der ersten Feinheit, aber doch wohl zugerichtet.

Antiquarische Muthmaßung in Betreff der Meteorsteine.

Lenz in seiner Abhandlung über die Göttin von Paphos auf alten Bilderwerken sagt uns, daß man sich unter dieser Göttin die Mutter der Natur dachte, und daß sie ursprünglich in Form eines unter mehr oder weniger breiten oder runden Kegels verehrt wurde. Eine solche Gestalt, oder vielmehr ein Symbol

derjenigen Göttin, die von spätern Künstlern mit jedem Reitz weiblicher Schönheit geschmückt wurde, scheint beim ersten Anblicke auffallend, oder vielmehr unerklärbar. Allein wir erhielten einen Wink, woher diese Steine kamen, durch die Nachricht von dem syrischen Sonnengotte Elagabal zu Emesa, dessen Name durch seinen ehemaligen Oberpriester Baßianus allgemein bekannt ist, weil er ihn sich selbst in dem Zeitpunkte zulegte, da er den Thron der Cäsaren und Antonine schändete. Dieser von Baßianus so hoch verehrte und im Triumph nach Rom geführte Sonnengott war weiter nichts, als ein schwarzer kegelförmiger, angeblich vom Himmel herabgefallener Stein. Da wir nun häufige Beispiele von Steinregen, oder dem Herabfallen einzelner Steine aufgezeichnet finden, so läßt es sich wohl auch nicht bezweifeln, daß diese Erscheinung auch schon vor Jahrtausenden statt gefunden hat, und da diese Steine — manchen Nachrichten zufolge — sich erst auf der Erde erhärten, so ist es auch sehr natürlich, daß sie größtentheils auf der einen Seite eine Fläche, und hierdurch eine Art von Kegelform erhalten müßen. Uns erfüllt jetzt dieser Steinregen mit Erstaunen, und häufig betrachten ihn ununterrichtete Menschen als ein Wunder, und als einen Vorbothen von der gänzlichen Zerstörung unseres Planeten, oder, um mich in der kirch-

lichen Sprache auszudrücken, vom Tage des Weltgerichtes. Ungleich größern Eindruck aber mußte diese Naturerscheinung in den frühern Zeiten, in der Kindheit des Menschengeschlechtes erzeugen. Der Knall, womit diese Steine herabfallen, vermehrte das Schrecken, Furcht erzeugte Verehrung; der Mensch war daher geneigt, diese Steine als Gottheit, wenigstens als Symbol der Gottheit selbst zu verehren; und da sich allmählig der Gedanke an eine Mutter der Natur bei ihm erzeugte, so fiel er auch sehr leicht darauf, diese Steine von einem so wunderbaren Ursprunge, an die Stelle; oder auf den Altar dieser Göttin zu setzen. Die Erzählung von ihrem Ursprunge wirkte auf die Phantasie, Nachahmungssucht kam hinzu, die Bildung einer solchen Gestalt fiel dem wilden, rohen Künstler nicht schwer, und so veranlaßte wahrscheinlich der Steinregen die Abbildung der Göttin zu Paphos.

La Grotta delli Serpi.

Nach Bericht des Olaeus Wormius (Musaeum Wormianum Libr. III. c. 9.) liegt acht Meilen von Braeciano in Italien ein Dorf, Namens Sassa, bei

welchem sich eine Höhle befindet, die Schlangengrotte gewöhnlich genannt. — Sie ist, wie ein Sieb, von lauter Löchern durchbohrt. Aus diesen Löchern winden sich alljährlich zu Anfang des Frühlings Schlangen heraus, denen aber die gewöhnliche giftige Eigenschaft nicht gemein ist. — Man pflegt in dieser Höhle Kranke, die am Aussatz, Podagra, Rheumatism, u. s. w. leiden, ganz nackend zu setzen. — Sobald die Schlangen dieß spüren, kriechen sie hervor, wickeln sich um den Körper der Patienten, und ziehen durch ihr Lecken und Saugen alle bösen Säfte heraus. —

Man entdeckte diese Genesung bringende Grotte durch folgenden Zufall: Ein Aussätziger wollte von Rom in benachbarte Bäder gehen, er verirrte sich, von der Dunkelheit überrascht, kam in diese warme Grotte, entkleidete sich, und schlief ermüdet ein, so daß er die um seinen Leib gewundenen Schlangen nicht fühlte.

Beim Erwachen war sein Aussatz verschwunden. —

Kircher besuchte diese Höhle aus Neugier. Er fand sie nicht nur warm, sondern bemerkte auch die Durchlöcherung, worunter sich ein zischendes Geräusche hören ließ. — Ob er gleich keine Schlangen

selbst wahrnahm, weil die Jahrszeit sich nicht dazu eignete, so fand er doch eine nahe stehende Ulme, die so sehr mit abgestreifter Schlangenhaut beladen war, daß sie einem Staphilodendorn glich.

Der Weise.

(Aus dem Conteur de Société.)

Der Reisende, der Italien bereist, muß nicht unterlassen, die Insel Capri zu besuchen, welche durch das üppige Leben, welcher Tiber dort führte, sehr berühmt geworden ist. — Auf der Spitze eines Gebirges, auf dem man eine sehr reine Luft einathmet, wird man eine kleine Stadt gewahr, die Anacapri heißt, und ehemals einen Sonderling in ihrer Nähe beherbergte. — Ein Engländer — er nannte sich Torol — hatte sich lange Zeit in allen Kantonen Italiens aufgehalten, um zu sehen, welche Luft ihm, dem sehr engbrüstigen, am besten bekäme, und da er nirgends Erleichterung fühlte, so wanderte er nach der Insel Capri.

Kaum hatte er einige Tage zu Anacapri zugebracht, als er im Stande war, freier zu athmen. Er entschloß sich, sich hier niederzulassen, ließ sich

auf dem höchsten Punkte des Gebirges ein recht artiges Haus bauen, und verlebte in diesem Asyle dreißig Jahre, die er mit ökonomischen Beschäftigungen ausfüllte.

Das erste Hausgeräth, welches er sich anschaffte, um seine Einsamkeit zu versüßen, war — ein allerliebstes junges Weibchen, mit dem er drei Söhne erzeugte, welche er, sobald sie etwas herangewachsen waren, nach London zur Erlernung der Handlung sandte, und von denen er jedem tausend Guineen zur Aussteuer mitgab.

Torol starb im Jahre 1766, hinterließ der Gefährtinn seines Lebens sein Haus nebst zweitausend Thalern jährlicher Rente, und vermachte den Rest seines Vermögens seinen Söhnen. Sein Wohnhaus war eine Art kleiner Festung, zu deren Eingange man nur auf einer in den Felsen gehauenen Treppe gelangen konnte, die durch zwei kleine Kanonen vertheidiget wurde, und deren Besatzung aus einigen Bedienten bestand, deren Wohl von dem seinigen, und der langen Dauer seines Lebens abhieng, da sie keine Hoffnung hatten, nach seinem Tode das geringste von ihm zu erben. Indessen vermachte er ihnen kleine Legate, worauf sie gar nicht gerechnet hatten.

Uebrigens wurde er auf der Insel sehr geschätzt und geliebt. —

Ist dieser Mann nicht ein Weiser zu nennen? fragt Kuhn! —

Wenn Torol dieß nicht war, so möchte man wohl schwerlich einen finden.

Boileau.

Wie Boileau ein Satiriker wurde? — das dürfte nicht sehr bekannt seyn, und das Detail dieser Sache wird gewiß willkommen seyn. Die Aechtheit der Anekdote verbürgt die Solidität des Gewährmannes, von dem ich sie entlehnte.

Boileau, der berühmte Satiriker, wurde in seiner Kindheit einer Amme anvertraut, die vom Lande war, und ihn mit sich in ihr Dorf nahm, wo er auch über drei Jahre blieb. — Eines Tages wollte er einen Truthahn schlagen; dieser war ihm aber an Kraft überlegen, gieng ganz wüthend auf ihn los, warf ihn zur Erde, und verwundete ihn an einer Stelle an der der unglückliche Abäilard mit eben so vieler Ungerechtigkeit als Grausamkeit bestraft wurde. Alle angewandte

ärztliche Hülfe konnte dem jungen Boileau den erlittenen Verlust nicht wieder ersetzen; er sah sich deshalb, als er älter wurde, genöthigt, auf die Freuden des Familienvaters Verzicht zu leisten.

Da er von Zeit zu Zeit an den Theilen, an denen er kein Achill war, Schmerzen empfand, so vertraute er sich dem Herrn Gendron, einem berühmten Arzte von der Facultät zu Montpellier, an, dessen Kenntnisse und Rechtlichkeit er kannte, der überdieß noch sein Freund war, und nach ihm das Haus bewohnte, das er in Auteuil hatte. Er ließ sich von dem Arzte feierlich das Versprechen geben, über diese Eröffnung ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, weil ein solcher Mangel, wie Boileau ihn empfand, zwar allerdings sehr tragisch ist, aber der Plaisanterie doch sehr vielen Stoff giebt. — Mit Recht fürchtete er die Epigrame und Couplets all der Autoren, die er so wenig geschont hatte, und die gewiß nicht ermangelt haben würden, ihn an der Stelle anzugreifen, wo er am leichtesten zu verwunden war.

Herr Gendron beobachtete, so lange Boileau lebte, das tiefste Schweigen: erst nach dem Tode des großen Satirikers eröffnete er jenen merkwürdigen Umstand dem Herrn le Main, der ihn mehreren glaubwürdigen Männern mittheilte. —

Diese Entdeckung ist um so wichtiger, weil man sich aus ihr den beißenden Spott und die Unzufriedenheit erklären kann, die seine Gedichte karakterisiren, ferner den strengen Ernst seiner Person und seiner Sitten, seine Satiren gegen die Weiber, seine Abneigung vor Opern, und endlich seine Abneignng gegen den zartfühlenden Quinaut, dessen Lieder von der Liebe diktirt wurden, und ihren Geist athmen.

Macht der Einbildungskraft.

Durch tiefes Studium hatte Mallebranche seine Einbildungskraft so sehr angestrengt, und mit Bildern aller Art überfüllt, daß sie ihn zu den lächerlichsten Sonderbarkeiten verführte. Es ist Thatsache, daß er eine ganze Zeitlang fest überzeugt war, es hänge ihm eine Hammelkeule an der Nasenspitze, von deren Last er viel auszustehen habe. „Wie glücklich sind Sie! sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm; Sie genießen eines ausgebreiteten Rufes; alles, was Sie umgiebt, liebt Sie; nichts fehlt Ihnen zur vollsten Zufriedenheit."

„Ach glücklich, seufzte Mallebranche, sehen sie nicht die verfluchte Hammelkeule, die mir noch die Nase abreißen wird?"

Sein Freund sah jetzt ein, wie sehr seine Vernunft in Verwirrung gerathen war. „Das darf Sie weiter nicht beunruhigen, erwiederte dieser kalt; ich kenne einen Engländer, der schon mehrere Personen von dieser häßlichen Krankheit hergestellt hat; wenn es Ihnen nichts verschlägt, so will ich ihn morgen mit zu Ihnen bringen. Der verkündigte Aeskulap erschien mit dem Freunde von Mallebranche, der eine Hammelkeule unter seine Kleider versteckt hatte. Die Operation wurde vorgenommen, und nicht, ohne daß man dem Kranken absichtlich ein wenig Schmerz verursachte. In dem Augenblick, indem er laut aufschrie, fiel die Hammelkeule zu seinen Füssen hin, und das Blut, das, zufolge eines Schnittes, aus der Nase floß, überzeugte ihn vollends von dem Gelingen dieser Kur. — Seine Gesundheit war bald völlig wieder hergestellt, und im kurzen belachte er selbst diese Verirrung seiner Vernunft, die ihm sein zu angestrengtes Studium zugezogen hatte.

Das Hausreglement Heinrichs des Achten.

Königs von England enthält manche denkwürdige Artikel. Eine Probe davon mag zur Erheiterung meiner Leser hier einen Platz finden.

„Dem Barbier des Königs wird anbefohlen: sich immer reinlich zu halten, und nicht zu Frauensperso- nen zu gehen, die eine zweideutige Lebensart führen, damit die Gesundheit des Königs nicht gefährdet werde.“

„Der Koch soll keine zerlumpten Küchenjungen halten, die sich des Nachts am Feuer zu Boden stre- cken und schlafen.“

„Das Mittagsessen wird um zehn Uhr, das Abendessen um vier Uhr aufgetragen.“

„Die Kammerdiener des Königs sollen einträch- tig miteinander leben, und nicht von der Vergan- genheit sprechen, insoferne sie auf das Leben des Königs Bezug hat.“

„Sie sollen nicht auf den Treppen mit den Mäd- chen schön thun, weil auf diese Weise schon sehr viel Tischgeschirr zerbrochen worden ist. Sie sollen die größte Sorgfalt den hölzernen Schüßeln und zin- nernen Löffeln widmen.“

„Derjenige Page, der ein Mädchen aus dem Hause des Königs schwängert, soll eine Geldstrafe von zwei Mark in den Fiskus zahlen, und einen ganzen Monat lang kein Bier bekommen.“ —

„Die Stalljungen sollen das Stroh des Königs nicht stehlen, um es in ihre Betten zu thun, da ihnen soviel, als sie brauchen, abgereicht werden wird.

Der König von der Insel Ratoneau.

Diese kleine Insel liegt nahe am Seehaven von Marseille, und ist sehr öde, verlassen und unfruchtbar. Auf ihr steht ein altes Schloß, das einst Franz I. König von Frankreich erbauen ließ, um die Rhede von Marseille gegen die Angriffe Kaiser Karl des Fünften zu schützen. Im Jahre 1597 war noch eine andere kleine Burg auf der Insel erbaut, die noch jetzt mit wenigen Invaliden besetzt ist. — Gewöhnlich besteht die furchtbare Besatzung aus einem Korporal und vier Gemeinen.

Ein solcher Burgkommandant verlor einst den Verstand, und hielt sich in seinem Wahne für den König der Insel. Seine Untergebenen wollten ihn nicht als solchen anerkennen, der schlaue Souverain suchte daher durch List zu erhalten, was er durch die Macht der Rede, und imponirende Vorstellungen nicht erlangen konnte. Die ganze Besatzung wurde von ihm ausgesandt, um Lebensmittel herbeizuholen, unterdessen verriegelte der Alleinherrscher die Burgthore, schoß nach den Landenden, und drohte jedem den Tod, der sich, ohne ihm als König zu huldigen, nähern würde. — Man belachte eine Zeitlang die Thorheiten des Einsamen, der allein den Dienst einer ganzen

Garnison erfüllte, und Niemand störte den Glückli- chen: als er aber endlich den Fischern sehr lästig und sogar gefährlich wurde, die er durch Schüße zwang, anzulanden, und ihm Lebensmitteln beizuschaffen, so mußte zur Dethronisirung dieses Usurpators geschritten werden.

Zwei entschloßene Männer unternahmen seinen Sturz. Sie näherten sich der Insel mit einer weißen Flagge. Auf die Frage des Monarchen, „wer sie seyen?" gaben sie sich für Flüchtlinge aus Marseille aus, die durch Ungerechtigkeiten gezwungen waren, die Stadt zu verlassen, und in seinen Staaten Schuß zu suchen.

Der neue Inselregent, den vielleicht die Einsamkeit, und die sorgfältige Bewachung seines Landes ermüden mochte, sah mit Vergnügen Unterthanen ankommen, die jene Sorge mit ihm theilen konnten. Er kam herab ans Gestade, und hieß die Leute länden; allein sie bemächtigten sich sogleich Sr. Majestät, und führten ihn in das Irrenhaus, wo er endlich starb, von der festen Ueberzeugung, — er sey ein durch Kabale vom Throne gestoßener Souverain — bis an sein Ende verfolgt, und Tag und Nacht beunruhigt.

Pigalle.

Nicht alle Künstler sind so bescheiden, wie Pigalle, nicht alle sind aber auch so groß und verdienstvoll; denn Bescheidenheit ist ja fast immer die Gefährtin des wahren Verdienstes.

Als Pigalle mit seiner Statue des Mercur in Paris angelangt war, so stellte er sie, durch die Bitten mehrerer großer Künstler dazu bewogen, in seinem Atelier zur Prüfung der Kunstverständigen aus.

Eines Tages trat aus einer Menge der Beschauenden ein Fremder hervor, betrachtete die Statue sehr aufmerksam, und rief dann aus: „Nie haben die Alten ein schöneres Meisterstück hervorgebracht!"

Pigalle, der, ohne sich zu erkennen zu geben, die verschiedenen Urtheile zu denen seine Statue Anlaß gab, aufmerksam anhörte, näherte sich dem Enthusiasten, und sagte zu ihm: „Mein Herr! haben Sie die Antiken genau studirt?" — „Ei, mein Herr! — gab ihm der Fremde zur Antwort — haben Sie diese Figur da genau studirt?" Das rege Gefühl für das Schöne, das in der Seele des Künstlers die Selbstliebe überwog, verdiente in der That dieses schmeichelhafte Lob.

Pigalle war nicht nur ein sehr genialischer Künstler, sondern auch ein sehr biederer, edler Mensch. Nie konnte er einen Unglücklichen sehen, ohne ihm einige Unterstützung zufließen zu lassen, ob er gleich selbst arm war. — Als er sich in Lyon aufhielt, hatte er sich etwas Geld zusammen gespart, um dafür die Reisekosten nach Paris zu bestreiten. Eines Tages wurde er auf einem Spatziergange ins Feld einen Menschen gewahr, der bald sehr rasch fortschritt, bald aber auch mit gesenktem Blicke mit von Thränen überfließenden Augen stehen blieb und aus tiefer Brust seufzte. — Pigalle näherte sich ihm mit der sanften Frage, ob er ihm vielleicht helfen könnte? — „Ach, mein Herr! erwiederte der Unglückliche, ich bin verloren, wann ich nicht noch heute zehn Louisd'or bezahle, man will mich ins Gefängniß werfen.“ — „Mein Freund — nahm Pigalle das Wort — kommen Sie mit mir, ich habe zwölf Louisd'or in meiner Sparbüchse, sie gehören Ihnen, führen Sie mich zu Ihrem Gläubiger, ich will ihn bezahlen.“

Pigalle bezahlte die Summe, und hielt dann mit dem Geretteten ein frohes Abendessen.

Ernst.

Ernst.

Redner und Dichter.

Der Gedanke ist ein Baum, der aus dem Boden des Herzens stammt.

Wort, sey es gesagt, oder geschrieben, ist Blatt, Blühte und Frucht.

Die Frucht beurkundet den Reichthum des Bodens, dem sie entstammt. —

Form, Stellung und Wahl des, die Idee bezeichnenden, Wortes macht die Differenz zwischen Redner und Dichter.

Redner ist der, der die Fertigkeit besitzt nach Kunstregeln zu überreden und zu überzeugen.

Der Theolog bedarf dieser Fertigkeit ganz vorzüglich, und der Nutzen der Beredsamkeit für den Rechtsgelehrten erstreckt sich auf den mündlichen Vortrag vor den Schranken des Gerichts, und auf den schriftlichen, in Vertheidigungsschriften und andern Aufsätzen, die außer den Gränzen des Formellen liegen. —

So wie man Personenvertheidigung hat, so giebt es auch Sachvertheidigung. Die Theorie ist gleich, das Material allein macht anscheinenden Unterschied.

Muret — er lebte von 1526 bis 1585 — ein Mann, dessen Verdienste um das Studium der Wissenschaften, dessen weitumfassende, tief eindringende Kenntnisse, und dessen hohes Rednertalent seine Zeitgenoßne anstaunten, und der der Nachwelt durch seine Schriften ewig neu bleiben wird. — Muret, der im blühenden römischen Styl die schönen Wissenschaften gegen ihre Verächter in Schutz nahm — was war seine Arbeit anders, als die eines Defensors? —

Der Redner greift unmittelbar ins bürgerliche Leben ein; hier ist also Nothwendigkeit der Beredsamkeit; und in der Wirkung Nutzen. — Er arbeitet auf Ueberzeugung hin, indem er uns das wohlerwogene Resultat ruhiger philosophischer Untersuchung darlegt.

Indem er uns seine Ideen zur Prüfung und Beurtheilung beut, schreitet er Schritt vor Schritt in logischer Gedankenfolge fort, darf diese Kettenvergliederung nicht verlassen, und sich keine Sprünge erlauben. — Sein Vaterland ist der solide Boden der Prosa.

Damit seine Ueberzeugung auch andere ergreife, damit er gewißer seinen Zweck erreiche, ist dem Redner erlaubt, seinen Perioden einen gewißen Schmuck zu verleihen, sie anzuglühen an den lebhaften Farben der Blühten der Poesie. — Doch darf er hierin nicht zuviel thun, nicht statt der geliehenen Farbe die leihende Blume selbst geben; darf nicht vergessen, daß dem Redner zwar ein Numerus (ῥυθμός) aber nicht der Numerus des Poeten (μέτρον) gebühre.

Sein ist der Preis, wenn er durch des gediegenen Gedankens Wahrheit des Hörers Herz ergreift, den Willen bestimmt, und den Entschluß zur That reift. —

Der Rhythmus darf auch nicht zur poetischen Prosa werden. — Also — den Blick fest auf das, was der Begriff des Wortes Redner umfaßt — gerichtet — ist poetische Prosa aus seinem Munde ein Unding. —

Poetische Prosa, dies liebenswürdige Mittelding, athmet ungemein Anmuth und Gefälligkeit, und umschließt die Fülle idyllischer Naivetät. Kind der Natur, schön und einzig in seiner Art, darf man jedoch seinem Lallen nie mit dem Maaßstabe der Regel nahen, sein Stammeln nie auf die Wagschale engher-

ziger Kritik legen. — Geßner allein hob die Idylle auf eine Stufe, die Niemand nach ihm erreichte. Voß, Kosegarten's, Baggesen's Idyllen meine ich nicht, denn sie gehen im geregelten Versmaaße einher.

Prosaische Poesie — möchte ich jenes Kunstprodukt nennen, was meist nach den Regeln der Verskunst behandelt, mit Metrum, Reim und ohne Reim erscheint. — Sie ist Poesie des Philosophen und des Moralisten. Zu ihr gehört das Lehrgedicht, und die Fabel.

Die Hauptsache bei der Poesie ist Erfindung.

Hält die Erfindung durch Neuheit und Originalität den Leser fest, weht der Geist der Natur kräftig über der Schöpfung des Dichters, so sollte man glauben, bedürfe es des Reimgeklingels, der Sorgfalt fürs Metrum nicht. — Gleichwohl ist es keine Charlatanerie, dem Poetischgedachten diese Feßeln anzulegen; denn Reim und Metrum prägen erst auf's Ganze den charakteristischen Stempel des Gedichts.

Zwar ist die dichterische Idee in ihrer einfachen Ausstellung schon eine funkelnde Gemme; doch lieblicher noch erscheint sie im gehaltenen Metrum und in der Faßung des Reims. So ist der Reim der

goldne Ring, der den Juwel schmeichelnd umfaßet und emporhebet. —

Natur und Art des Gedankens, und die Wirkung, die der Dichter auf den Leser machen will, giebt das Metrum an die Hand. — Somit liegen die Regeln für dessen Wahl, sowohl im Stoffe des Ganzen, als auch in den einzelnern Parthien, indem jeder einzelne Vers hierinnen eine Abartung zuläßt, je nachdem für den oder jenen Gedanken, ein oder das andere Metrum das Passendere ist. Klopfstock hauptsächlich bekämpfte durch sein gefälliges Beispiel frühere Vorurtheile.

Die Eiche und ein männlicher Charakter stehen fest. — Ernst liege darum hier im Takte des Metrums.

Der Eindruck, den der Blick zum gestirnten Himmel, den der rollende Donner, und die Nähe der Gottheit macht, pflanzt die feierliche Stimmung auf ein feierliches Metrum fort. —

Der Mond scheint, die Nachtigal schlägt, die Pappel flüstert, das Heimchen zirpt in den Trümmern der alternden Burg, der Glühwurm umfliegt das Gebüsch am Ufer des murmelnden Quell's —

und ein sanfter, weicher, melancholischer Takt bebt durch die Saiten der Laute.

Alles Weh, was Pandorens Büchse über Prometheus Schöpfung ausgoß, entflieht vor dem Bechergeklange im Kreise des Frohsinns; vom düstern Harme entfeßelt, hebt sich die Brust; in leichten Wellen hüpft das Blut; — gewiß wird auch der Takt des Liedes, zum Preise Libers gesungen, leicht und hüpfend seyn. —

Jede Leidenschaft hat ihren Takt in der Poesie.

Der wahre Dichter, geleitet von reinem ungeschminkten Naturgefühl, greift in der Wahl des Versmaaßes nie fehl. Er wählt und sucht nicht lange, sondern er singt, und der Gesang schreitet im angebohrnen Metrum volltönend und wohlklingend einher, ohne daß er uns von der Harmonie des Ganzen Rechenschaft geben mag.

Alles, was Poetik über Metrum und Grazie sagt, reduzirt die Finalkritik auf den Satz:

„wie der Text, so die Melodie.“

Der Redner wählt die Worte, die am meisten zur Ueberzeugung führen. Er hat es mit der überlegenden, strenge beurtheilenden Vernunft zu thun, und wo ihm Ueberzeugung nicht gelingt, gelangt er

durch Ueberredung zum Zwecke. — Seine Kunst geht auf's Handeln. —

Der Dichter berechnet bei seinen Arbeiten hauptsächlich die Wirkung auf die Phantasie. Seine Kunst geht auf Erweckung der Anschauung.

Jeglicher Schmuck durch Bild, Täuschung und Ueberraschung steht ihm zu Geboth. Er wiegt uns auf den Wellen des Wohllauts, hebt uns an blühende Gestade, und vor dem trunknen Auge breitet ein Tempe er aus. Strebt er auf der Begeistrung Adlersfittig kühn zur Gottheit empor, so schwingt sich die Seele ihm nach; berührt er die verschwisterten Saiten des Herzens, so reißt er mit magischer Kraft die Seelen dahin. Unterm Getöse der Waffen, das die Gauen des Vaterlandes durchtönt, versetzt er uns in glücklichere Zeiten, wo der Genius des Friedens die Menschheit beseeligte. Wir nehmen Theokrit und Geßner zur Hand, während die Tuba des Krieges schmettert, und die Sense zum Schlachtschwerde wird. Mag der Sturm heulen, mag er kreischend die Wetterfahne drehen, wir setzen uns zum wärmenden Kamin, und lesen Kleist's Frühling.

Den Dichter in der Hand, gedenken wir, wenn das Nordlicht erglüht, und die Blume des Frostes Eisbahn und Fenster umhült, der sonnigen Tage des Lenzes oder des Landes, wo die Zitronen blühen.

Aus den bürgerlichen Verhältnissen des Lebens, aus den drängenden Geschäftslagen hebt uns der Dichter heraus, und führt uns zurück zur Freiheit und Unabhängigkeit früherer Jahre, wo wir in einer Unschuldswelt lebten, wo unserm Auge der volle Zauber der Natur in einem Lichte vorschwebte, wie sie uns das vollendeste Glas des geschicktesten Optikers nie wieder giebt; — wo uns der glänzende Staub des Schmetterlingsflügel mehr als geprägtes Gold, ein Blumenstraus mehr als die schwer errungene Spende des Ruhmes galt; wo wir noch fühlten, was Matthisson aussprach in dem Gedichte: „die Kinderjahre,“ was Salis empfand, als er ausrief: „O, süße Zeit herzinniger Gefühle!“

Durch die Harmonie ihrer Klänge beschwichtigt die Poesie unter allen Umständen das Herz.

Mahlerei, Bildhauerkunst und Musick herrschen über die Sinne. — Poesie und Rhetorik legen dem freien Herzen Fesseln an, und machen das Gefesselte frei. —

In der Poesie liegt der Ursprung der Religion, denn Religion selbst ist die erhabenste Poesie.

Mahlerei, Bildhauerkunst und Tonkunst tretten in Verein mit der Poesie, und wirken gemeinsam auf einen Punkt hin, — auf den Punkt der Religion.

Sorgfältig berechnen sie Bild und Wohlklang für den Sinn, und die Berechnung ist richtig; denn der Mensch im Allgemeinen ist ein sinnliches Wesen: soll für ihn Religion seyn, so muß die geläuterste Poesie die Grundpfeiler ihres Tempelbaus aufrecht erhalten.

Klar zeigt dann die Rhetoric ihre Verschwisterung mit der Dichtkunst. Sie tritt am Altar des Tempels auf, reicht uns den tröstenden Kelch der Liebe, weckt die Ueberzeugung, deutet auf heilige Geheimniße hin, flicht um das Hieroglyphsche der Ewigkeit den schönen Blühtenkranz der Poesie, den Glauben, und weit über Zeit und Raum dehnt sich der Hügel des Geistes, und streift an das Räthsel der Gottheit.

In wie weit ist die Polnische Sprache zur Musik geeignet?

Es kann dem denkenden Tonkünstler, besonders dem, welcher sich lange in Polen aufgehalten hat, nicht unbemerkt bleiben, daß die Polonaise, selbst nur als Tanzstück betrachtet, unter jene Gattungen von Musik gehört, welche vieler Mannichfaltigkeiten, sowohl in Rücksicht der Melodie, als der Harmonie, fähig sind. Daß dieselbe sich eben so glücklich bei Concerten, Symphonien ꝛc., selbst in Opern anbringen läßt, beweisen die zahlreichen hierin gemachten Versuche, und der Beifall, mit welchem sie aufgenommen werden, obschon, doch nur selten, der wahre Polnische Geschmack darin herrscht. Dieser kann wohl sehr schwer von dem Tonkünstler außerhalb Polens getroffen werden, wenn ihm auch der eigentliche Charakter der Polonaise gut bekannt wäre. Wenn der Geschmack E t w a s ist, das sich besser empfinden, als beschreiben läßt, und der Vortrag die Seele der Musik ist, so scheint die Behauptuug ganz gerechtfertiget, daß man nur in Polen glücklich zur Schöpfung dieser Gattung von Musik begeistert werden könne; denn eben dieselbe Polonaise von einem Polen oder einem Künstler, der sich dort aufgehalten, und von einem Virtuosen außerhalb zu hören — welcher Abstand im

Vortrage! Die übrigen Arten von Tanzstücken will ich übergehen, als Mazurek - Krakowiak ꝛc., und nur noch im Allgemeinen anmerken, daß das, was in den Polnischen Tänzen angenehme Empfindungen erregen soll, sehr an die Melancholie gränzt, und das, was sehr fröhlich seyn soll, meist mit schwärmerischer Ausgelassenheit verwandt ist — oder vielmehr so muß unsre Seele gestimmt seyn, eine musikalische Schöpfung zu liefern, welche den allgemeinen Beifall der Polen erlangen soll. Uebrigens haben die Polen sehr viel Talente zur Musik, und eine besondere Neigung zur Violine; man trifft Naturalisten auf diesem Instrumente an, die, ohne die Musik gelernt zu haben, und ohne die Noten zu kennen, eine Polonaise mit vieler Annehmlichkeit vortragen. Die polnische Sprache, in musikalischer Hinsicht betrachtet, ist eine der singbarsten, und besonders vortheilhaft für den Sänger, so ungünstig auch die bis jetzt übliche Art, Verse zum Gesange zu skandiren, dem Compositeur ist. Ob eine Sprache mehr oder weniger singbar sey, scheint meist von dem mehr oder weniger klaren Schalle der Wörter abzuhangen, und es bedarf keiner langen Untersuchung, um wahrzunehmen, daß, der vielen Konsonanten ungeachtet, welche am Anfange und in der Mitte der Wörter, aber äußerst selten am Ende sich zusammentreffen, und die Aus-

sprache so sehr erschweren, der Ton derselben fast immer auf einem Vokale ruht, und fast die meisten Wörter, besonders die Deklination und Konjugation derselben sich mit Vokalen endigen. Es ist ausserordentlich schwer, ein Polnisches Liedchen in Musik zu setzen, so daß der Gesang der ersten Strophe auf alle übrigen paßt, ohne den Polnischen Accent zu beleidigen. Die Ursache liegt weniger, oder fast gar nicht, in der Sprache selbst, sondern in den Versen, welche man nur nach Sylben zählt, und bei längeren zwar in der Mitte noch eine Cäsur beobachtet, aber fast gar nicht Rücksicht auf die Länge und Kürze der Sylben nimmt. So trift es sich, daß jetzt die erste Stroffe eines Vorschlages bedarf, indeß die zweite nothwendig mit dem Niederschlage anfangen muß u. s. w. Hierin mag vielleicht auch die Ursache liegen, warum bis jetzt so wenig Polnische Original-Opern existirt haben, (ausser einigen kleinen Operetten von der Komposition der Herren Kaminsky, Lessel und Steffani, den Amazonen von Elsner u. s. w., welcher übrigens auch zwei Melodramen und eine Oper in Musik gesetzt hat); obschon die Sprache, Trotz ihrem immer weiblichen Reime und ihrem einförmigen Baue der Wörter, (weil stets der Accent auf die vorletzte Sylbe fallen muß — so zwar, daß ein Wort, welches einer Biegung unterworfen ist,

nie einen bestimmten Ton hat; z. B. milosc, hier fällt der Ton auf mi, und im Genitiv milosci auf lo ꝛc.) übrigens sehr viele Biegsamkeit hat, und die Dichter nach Beschaffenheit des Stoffes mit leichter Mühe sehr glücklich rauhe und sanfte Töne mit einander abwechseln lassen können.

Bruchstücke zur Geschichte der Römer-Strassen.

Die Heerstraßen der Römer waren überhaupt in gerader Richtung so viel, als möglich, angelegt; sie waren breit, von festen Steinmaßen in ihrer Grundlage gebaut, und gut unterhalten. Unterbrachen hie und da Flüße oder Bäche eine solche Straße, so führten über dieselbe breite Brücken von Steinen aufgeführt, und zur Vorbeugung jeder Gefahr mit starken Geländer, aus Steinen gehauen, versehen. Alle tausend Schritte — eine römische Meile — war eine Ruhebank aus Marmor mit einer Anlehne für den ermüdeten Wanderer angebracht, an dessem äussern Ende links eine marmorne Saule emporragte, auf der die Zahl der Meilen — von der goldnen Saule (miliarium aureum) welche zu Rom auf

der Mitte des Forum stand, an gezählet, mit dem Meisel eingegraben war. So erzählen uns Plinius in seiner hist. nat. L. II. c. 1., ferners Plautus hist. L. I. c. 27. und noch mehrere.

Die Censoren und Aedilen besorgten anfangs die Aufsicht über die Heerstraßen, in der Folge aber war sie eigenen Männern, welche man curatores viarum nannte, und wozu selbst ehemalige Consuln ausgewählt wurden, übertragen. —

Für den Fußgänger, den Reisenden zu Pferde, und den Arbeiter auf dem Felde bedurfte man aber auch eines Schutzortes, wenn plötzlich Gewitter ausbrachen, Regen niederströmten, Schloßen fielen ꝛc. ꝛc. An einem heitern schönen Tage ist dem müden Wanderer ein von Bäumen beschatteter Rasen, ein willkommener Ruheplatz, nicht so dem Lastträger, der auf einem freien Felde seine Bürde, die ihm auf dem Rücken lastet, nicht ohne eine Vorrichtung, oder eine zuleistende Beihülfe abzusetzen vermag. Die Römer bedachten dieß, und sorgten für Wanderer, Reisende, und den das Feld bearbeitenden Landmann, auch für Hirten, indem sie auf den Landstrassen nebst den marmornen Ruhebänken noch andere sehr wohlthätige und zweckmäßige Einrichtungen traffen. —

In jenen Gegenden, wo sich zwei Straßen durchkreuzten oder theilten, wurde ein kleiner runder Tempel erbaut, und mit einem Dache, auch oft mit Thüren, die Jedermann öffnen konnte, versehen. Diese Zufluchtsörter für Reisende oder in der Nähe der Straße beschäftigte Menschen zur Zeit eines Sturms oder Gewitters ꝛc., zierte die Gemeinde, in deren Fluren solch ein Asyl sich erhob, mit der Statue eines Gottes, oder einer Göttinn, oder doch mit einem Opferaltare, und so versahen sie in der Folge die Stelle der Landtempel. — Compitum hieß der Römer ein solches Gebäude, weil dasselbe den laribus compitalibus gewidmet war. — Da vollbrachten auch die nahe liegenden Landbewohner jährlich ihre Opfer, und beschloßen dieses ländliche Fest — unsern heutigen Kirchweihen ähnlich — mit einem Schmause, mit Tanz und Spiel. —

Da bei den Römern verschiedene Arten der Bäume verschiedenen Gottheiten, als die Eiche, der Nußbaum, die Buche dem Jupiter, der Lorbeer dem Apollo, der Oelbaum der Minerva, die Mirte der Venus, die Fichte den Cybele ꝛc. ꝛc. geheiliget waren, da die Römer glaubten, daß jeden Baum eine Dryade beseele, und es also etwas Verdienstliches war, nicht nur Bäume zu pflanzen, sondern

auch zu erhalten, so fieng des Landvolkes frommer Glaube an, die genannten Bäume anfangs in den Gegenden der kleinen Fluren-Tempel auf den Kreuz- und Querstrassen, endlich aber auch selbst längst derselben zu pflanzen und zu pflegen. —

Dieser schöne Verein gründete jene Alleen, wodurch Italiens Straßen so ausserordentlich verschönert, und dem Reisenden wohlthuend wurden. —

Daß sich übrigens die vornehmen Römer nicht blos auf die Kultivirung inländischer Baumarten beschränkten, sondern die Gärten ihrer Vielen mit seltnen ausländischen Bäumen schmückten, erzählen uns mehrere Schriftsteller der Vorzeit. —

Auch ist jedem, der mit der Geschichte jener Zeiten vertraut ist, bekannt, daß ein gewißer L. Crassus zehn aus Asien verschriebene Bäume in seine Gärten verpflanzte, welche nach heutigen Münzfuße 150,000 fl. kosteten. —

Die fromme Andacht pflanzte indessen auch Bäume, welche Beere und schwarze Früchte trugen (arbores infelices) und den Untergöttern (Dii infernales) gewidmet waren, an den Landstrassen, um es auch mit diesen nicht zu verderben, oder wenigstens

dahin zu bewegen, daß sie den Römern kein Leid zufügten. —

Hiedurch entstand in der Folge eine für die Baumzucht sehr wohlthätige Achtung gegen Bäume, die beinahe an göttliche Verehrung gränzte, indem die Landleute sie mit Bändern zierten, (woher der Schmuck unserer Maibäume stammen mag) mit Waffen schmückten, Namen in die Rinde schnitten, und der im Baume wohnenden Dryade noch andere Opfer brachten. —

Solche Opfer wurden auch dann dargebracht, wenn der Blitz einen Menschen unter einem Baume getödtet hatte, oder sonst Jemand auf welch' immer eine Art unter demselben das Leben verlohr, indem eigens um ein Stück Geld gemiethete Leute (Serufertarii) dem Baume, worunter das Unglück geschah, kleine Honigkuchen opfern, und folgendes Gebeth dabei sprechen mußten: „Ich bitte dich, Jupiter! sey mir gnädig."

Daß diese kleinen Tempels und selbst Bäume als Gränzbezeichnungen angenommen wurden, oft auch ein historisches Faktum verewigten, ist ohnehin aus der Geschichte bekannt.

Genug von diesen ehrwürdigen Denkmälern der frommen Sitte und nun zur Skitze der Römer-Straßen.

In Italien — worauf ich mich hier beschränke — waren folgende Römerstraßen die merkwürdigsten;

1. Die Strasse des Appius (via Appia). Auf dieser prachtvollen, eben so sehr einem hohen Zwecke als den Foderungen des Geschmackes und der Kunst entsprechenden Strasse, welche von Rom bis nach Capua führte, 24 deutsche Meilen lang, und 20 römische Palmen breit, durchaus mit grossen viereckigten, grauröthlichen Eisensteinen gepflastert, mit in gleicher Entfernung gepflanzten Bäumen bekränzt, und auf beiden Seiten mit Fußpfaden versehen war, befanden sich alle 10 — 12 Schritte steinerne Bänke, welche dem Wanderer zum Ruhe-Platz, dem zu Pferde Reisenden zum gemächlichen Absitzen und Aufschwingen gewidmet waren. —

2. Die Strasse von Ardea. (via Ardentina). Sie gieng unweit Rom von der eben erwähnten Strasse des Appius ab, und führte nach Ardea, einer Stadt, die vierthalb Meilen von Rom entfernt lag.

3. Die Asinische Strasse. (via Asinaria). Diese fieng vor dem Asinarischen Thore zu Rom an (porta asinaria), zog sich zwischen der Strasse von Ardea und der lateinischen (via latina) durch, und führte endlich wieder auf letztere Strasse hin. —

Nach Franzin und Borich soll das asinarische Thor seinen Namen von den Eseln haben, auf welchen man von Neapel nach Rom reitend durch selbes einziehen mußte. Andere wollen, daß diese Benennung von einem gewißen Asinius herkomme, dessen weitläufige Gärten vor diesem Thore lagen. Soviel ist gewiß, daß das heutige Johannisthor in Rom dieses asinarische Thor (Esels-Thor nach der ersten Etymologie) ist, welches ehedem auch porta coelimontana hieß.

4. Die Aurelische Strasse. (via Aurelia), welche vom ehemaligen Consul und nachmaligen Censor Aurelius Cotta nach Erbauung der Stadt 512 angelegt, und nach seinem Namen genannt wurde, zog sich an dem See von Tuscien nach Pisa hin. Es gab zwei Aurelische Strassen, eine alte und eine neue (vetus et nova). Letztere wurde von ihrem Erneuerer Trajan auch die Trajanische Strasse (via Trajana) genannt,

und gieng durch Lorium, Alsium, Pyrgos, Castrum novum, Centum Cellas, und soll nach Cicero und Andern vom Aurelius Antonius angelegt worden seyn. —

5. Die Cassische Strasse. (via Cassia), gieng mitten durch Hetrurien zwischen der Flaminischen und Aurelischen Strasse. Cassius Longenius, welcher nach Erbauung der Stadt 600 mit dem Valerius Messala Censor gewesen, wird als ihr Erbauer angegeben. Spuren von dieser Strasse soll man noch heut zu Tage bei Sutrium, Vetralla, Aquae Passeris und Vulsinio sehen.

6. Die Liminische Strasse (via Limina), lief unfern der Caßischen und Flaminischen Strassen an den Hügeln und der See Cimino — woher sie auch den Namen erhielt — hin, und vereinte sich in der Folge mit der Caßischen Strasse.

7. Die Klaudische Strasse. (via Claudia, auch Clodia), wurde von einem Römer aus dem Claudischen Geschlechte angelegt, ohne näher bestimmen zu können, welcher es eigendlich gewesen. — Sie gieng von Roms Flumentanischen Thore (porta Flumen-

tana) über Arrezo und Florenz nach Lucca. Ein großer Theil dieser Straße ist noch bei Bracciano im ehemaligen Kirchenstaate zu sehen.

8. Die Collatinische Strasse. (via collatina), zog sich durch das Collatinische Thor (porta collatina) — woher auch ihre Benennung kömmt — gegen Mitternacht nach Collatia. An dieser Straße in einer Entfernung von 8 Meilen von Rom entsprang das berühmte reine Quell-Wasser (aqua virgo).

Uebrigens verdient diese Straße keinen Rang unter den großen Heerstrassen, weil sie nur 8 Fuß 4 Zoll breit gewesen, eine römische Heerstraße aber nach Bergier eine Breite von wenigstens 14 Fuß 4 Zoll haben mußte.

9. Die Domitianische Strasse. (via Domitiana),

dankt ihre Entstehung dem Cäsar Domitian. Sie gieng von Sinunßa bis nach Puteolis, oder dem heutigen Pozzuolo, und besteht noch größtentheils. — Wegen ihres sandigen Bodens war sie den Reisenden nicht sehr beliebt, vereinte sich aber mit der Appischen Straße, auf die sie stieß.

10. Die Flaminische Strasse. (via Flaminia). Vom Censor C. Flamin angelegt nach Erbauung der Stadt 533, gieng zu Rom von dem Flumentanischen Thore aus, und zog sich über Ocriculi, Narnia, Carsula, Meuania, Fulginium, Forum Fluminii, Helvillum, Callen, Forum Sempronii, Forum Fortunae und Pisaurum bis nach Ariminum (jetzt Rimini) und zwar bis an die schöne Brücke dieses Ortes. —

Jenseits begann die Aemilische Strasse, und führte bis nach Bologna oder — wie Andere behaupten — gar bis nach Aquileia. —

Bei dem Fluse Metaurus war diese Straße durch Felsen gehauen, wo sie intercisa, auch petra pertusa hieß. — Dieses riesenmäßige, mit dem höchsten Kraft und Geldaufwand vollendete Werk wurde in der Folge sehr schadhaft, auf Cäsars Augusts Befehl aber wieder in vortreflichen Stand gesetzt. Livius, Antonin, Sueton und Andere geben die Länge dieser Straße auf 222,000 Schritte an! —

11. Die Lavicanische Strasse, (via lavicana auch labicana),

fieng an dem Esquilinischen Thore zu Rom an,

und erstreckte sich bis nach Lavicum — heute Columna — eine Länge von 18 Meilen, — von da aber gieng sie nach Pietis bis an die Gränze Latiens, wo sie sich mit der lateinischen Straße vereinte, und war also beinahe 28 Meilen lang.

Ihre Lage war zwischen der lateinischen und der Pränestischen Straße.

12. Die lateinische Strasse. (via latina). Eine der berühmtesten Römerstrassen fieng sich beim lateinischen Thore an, gieng durch Latiens Gebieth, und vereinigte sich endlich bei Casilino mit der Appischen Straße. An dieser Straße war auch Cäsar Domitian begraben, von dem die Rede gieng, daß daselbst sein Geist spuckte. — Uebrigens wird diese Straße auch die Ausonische genannt. —

13. Die Laurentinische Strasse. (via Laurentina)
gieng vom aventinischen Berge aus nach Laurentum, und war also zwischen den Strassen von Ostia und Ardea gelegen. —

14. Die Minucische Strasse, (via minucia, auch numicia) genannt,
wurde vom Consul Tiberius Minucius nach

Erbauung der Stadt 447 angelegt, und führte nach Brindisi. —

15. Die Nomentanische Strasse, (via Nomentana auch figulensis, Töpfer-Straße genannt, weil die Töpfer an derselben wohnten), zog sich von Vimminalischen Thore bis nach Nomentum in Sabinien. — Man sagt, die Albanischen Könige hätten sie pflastern lassen.

16. Die Strasse von Ostia, (via Ostiensis), gieng von dem Frigeminischen Thore zu Rom an, und erstreckte sich bis nach Ostia, von welchem Orte sie auch Ihre Benennung erhielt. — Sie lief an der Tiber hin, und war nur 12,000 Schritte, oder drei deutsche Meilen lang. In der Folge wurden auf beiden Seiten dieser Straße Häuser erbauet, und gab so das Bild einer Vorstadt. — An dieser Straße wurde der heil. Paulus begraben, wo auch die dritte Hauptkirche von Rom Chiesa di S. Paolo delle mura steht. —

17. Die Pränestinische Strasse, (via Praenestina), gieng vom Esquilinischen Thore nach Präneste, woher auch ihre Benennung stammt. Ihre Länge von Rom bis nach Präneste (jetzt Palestrina) betrug ungefähr 6 deutsche Meilen.

18. Die Salz-Strasse (via Salinaria), begann an dem Collinischen Thore (porta Collina) führte nach Sabinien, und war auch von den Sabinern angelegt, welche auf derselben ihr Salz von dem Meere zuführten. Daher Salzstraße. —

19. Die Sempronische Strasse (via Sempronia), gieng von der Flamminischen Straße bei Fulgineum (jetzt Fuligno) in Umbrien aus, und führte nach Forum Sempronii, das gegenwärtige Fossombrone. —

20. Die Tiburtinische Strasse (via Tiburtina), begann zu Rom ausser dem Esquilinischen Thore, und gieng gerade nach Tibur, jetzt Tivoli. Ihre Länge betrug ungefähr drei deutsche Meilen, weil außerhalb Tivoli die Valerische Straße anfieng.

21. Die ebengenannte Valerische Strasse, ebenfalls eine der Hauptstrassen Italiens, gieng von Tivoli über Alba, Corfinium, Teate rc. nach Hadria, jetzt Adri, und war gegen 24 deutsche Meilen lang. —

22. Die Tusculanische Strasse (via Tusculana) endlich gieng vom Himmelsberger Thore (porta coelimontana) nach Tuskulum (jetzt Frascati).

M. Messala ließ diese Straße unter Cäsar Augustus Regierung pflastern.

Ihre Länge betrug 20 römische, oder 5 deutsche Meilen.

Die vornehmsten Strassen Italiens waren die des Appius, des Valerius, und die von Latien. —

Diese Heerstraßen nannten die Römer vias publicas, regias, consulares, praetorias, und auch militares. —

Nebst diesen hatten sie noch Vizinalstrassen (via privatae,) Treibwege (acetus, itiner) und Fußsteige (iter). —

Die ersten führten von den Heerstrassen auf abgelegene Orte, auch von diesen in die Wälder, und auf Feldgründe.

Auf den Wegen zweiter Gattung konnte man nur Viehe treiben, oder mit einem bespannten Pfluge oder Oekonomie-Wagen fortkommen. Der Fußsteig aber hatte nur eine Breite von zwei Schuhen, und war daher nur für Fußgeher brauchbar.

*
Denkschrift über die zweckmäßigste Organisation der Schweiz, im Allgemeinen sowohl als in ihren Verhältnissen zur fränkischen Republik insbesondere. Im Decemb. 1802 von mehrern der helvetischen Deputierten unterzeichnet den fränkischen Kommissarien übergeben.

Die Verschiedenheit der Sitten, der Bedürfnisse, der Sprachen und der Religionen, welche die verschiedenen helvetischen Völkerschaften von einander trennen; der Wunsch, diesem von großen Hülfsquellen entblößten Lande eine kostbare Staatseinrichtung zu ersparen; die Ueberzeugung, daß in der Langsamkeit der Beschlüsse und in einer unzweideutigen politischen Nullität das sicherste Mittel gefunden würde, welches die europäischen Mächte bewegen könnte, diesem Lande seine unschätzbare Neutralität wiederzugeben und dieselbe zu respektiren; die Theilnahme, welche die kleinen Kantone einflössen, und die Vorliebe derselben für ihre demokratischen Einrichtungen; die Nachtheile, welche mit dem Unterhalt einer bewaffneten Macht, die von der Existenz einer Centralregierung untrennbar zu seyn scheint, verbunden sind; das Gedächtniß

des Friedens, des Wohlstandes, und des Ruhmes, die mit den Formen des alten helvetischen Bundesstaates verknüpft waren; die Stimmen, welche sich laut von allen Seiten erheben, um die Staatseinrichtung zurückzuverlangen, unter der Helvetien mit ganz einzigem Glücke seit drei Jahrhunderten ehrenvoll und ruhig lebte; die Hoffnung endlich, Europa würde bei der Ansicht der Rückkehr dieser Formen und der Physiognomie der alten Schweiz, auch wieder zu den Gefühlen der Achtung und der Liebe, die es gegen ihre Kinder hegte, zurückkehren. — Diese, des grossen Herzens und des ausgezeichneten Geistes, welche die Welt in dem unsterblichen Stifter des neuen fränkischen Reiches bewundert, würdigen Betrachtungen sind es ohne Zweifel vorzüglich, die ihn bewogen haben, dem Föderativsysteme den Vorzug vor demjenigen der Einheit in der konstitutionellen Organisation Helvetiens zu geben.

Zuverläßig sind diese Betrachtungen von ungemein großem Gewichte; sie mußten vorzüglich Eindruck auf den Helden machen, der, was in den alten Staatseinrichtungen sich Gutes fand, zu unterscheiden, dasselbe aus den revolutionairen Trümmern hervorzuziehen, und mit eben so starker als gewandter Hand den liberalen Grundsätzen seiner Staatsverwaltung anzuknüpfen wußte.

Jeder einsichtige Mann wird zugeben, daß man die sorgfältigste Oekonomie bei der Einrichtung der schweizerischen Staatsverwaltung nicht aus dem Auge verlieren darf, und jeder Verständige wird wünschen, daß die örtlichen Interessen, die besondern Sitten und Gewohnheiten, und die verschiedenen Bedürfnisse der helvetischen Völkerschaften, mit kluger Schonung und Achtung behandelt werden.

Allein, wenn man von den auf die Grundlage einer vollkommenen Einheit gebauten Systemen abgehen soll, so wird es darum nicht unmöglich, mit allen so eben angezeigten Vortheilen des Föderativsystems alle diejenigen zu verbinden, die eine starke Centralregierung allein gegenwärtig der helvetischen Republik zuzusichern vermag.

In der Absicht, die Möglichkeit dieser Vereinigung darzuthun, und die wohlthätigen Absichten des ersten Konsuls in ihrer ganzen Ausdehnung erfüllen zu helfen, haben die Unterzeichneten es für ihre Pflicht geachtet, in dieser Denkschrift einige Ideen zu entwickeln, deren Aufnahme in die einzugebenden Kantonal-Verfassungsvorschläge, daselbst nicht an ihrem Orte, und der Behandlung der unmittelbaren Interessen jedes Kantons fremdartig scheinen konnte.

Sie werden sich mit der größten Freimüthigkeit erklären, überzeugt, daß sie dadurch dem ersten Konsul auf die ihm angenehmste Weise, ihre dankbaren Gesinnungen an den Tag legen können, für die fortgesetzte und rührende Aufmerksamkeit, welche er der Geschichte, den geographischen und topographischen Verhältnissen ihres Landes, den mannigfachen Interessen der Schweizer, und den verschiedenen Regierungssystemen, die für sie angenommen werden könnten, zu schenken geruhet.

Sie gestehen offen, daß von den zwei entgegengesetzten Extremen, der unbedingten Einheit und dem unbedingten Föderalism, der letztere es ist, der sie am meisten bestürzen würde; und da die Folgen, die sie von demselben für ihr Vaterland befürchten, für Frankreich und für Helvetien gleich verderblich sind, so achten sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet, die Aussichten, welche sich bei der Voraussetzung eines reinen Föderativsystems darbiethen, unverhüllt darzustellen.

Sie müssen gleich Anfangs die Bemerkung machen, daß es gerade dieses System ist, welches die Feinde der fränkischen Republik und der neuen Ordnung der Dinge unaufhörlich zurückwünschten, das sie durch ihre Ränke zurückzubringen und als das einzige

zige für Helvetien passende zu preisen bemüht waren, während umgekehrt die Anhänger der Sache Frankreichs und der liberalen Grundsätze, nur in der Einheit Heil erblickten. Wie unausführbar auch die Theorien dieser letztern in verschiedener Hinsicht seyn mochten, so bleiben darum die unzweideutige Vorliebe der Freunde der Koalition für den Föderalism, und ihre so einmüthigen und ununterbrochenen Bemühungen für desselben Wiederherstellung in seinen ursprünglichen Verhältnissen, eine politische Erscheinung, welche der Aufmerksamkeit des Staatsmannes im höchsten Grade werth ist. Es muß dieselbe diejenige der fränkischen Regierung um so mehr auf sich ziehen, da man gerade eben die Männer, welche unter der alten Verfassung über den Mangel an Einheit, der unter den Kantonen herrschte, klagten, und die Schlaffheit des Föderalbandes bedauerten, seit der Auflösung dieser alten Ordnung, besonders aber seit der Epoche, in der sie neue Hoffnung für die Wiedererlangung ihrer Vorrechte schöpften, eine ihrer frühern so entgegengesetzte Sprache führen, und die gegenseitige Unabhängigkeit der vormaligen Kantone unbedingt preisen hört; man sah, wie eben diese Menschen gegen diejenigen ihrer Mitbürger, die für Vertheidiger des Einheitssystems angesehen waren, ein ordentliches System von Verläumdungen geltend machten, und die-

selben in der Schweiz sowohl als im Auslande mit einer Erbitterung anzuschwärzen bemüht waren, die unmöglich in einer blossen Meinungsverschiedenheit über einen den Interessen der privilegirten Kaste ganz fremdartigen Gegenstand gegründet seyn konnte.

Untersucht man aber die Sache näher, und will man die Beweggründe auffinden, um deren willen die Anhänger des Patriciats das Föderativsystem mit solcher Heftigkeit und Ausdauer vertheidigen, so bieten sich in dem politischen und ökonomischen Zustand der Schweizer dieser Gründe so viele und so mächtige dar, daß man die eine wie die andere Parthei in ihren Besorgnissen sowohl, als in ihrem Bedauren durchaus folgerecht finden muß.

Ohne hier von dem Wunsche der Privilegirten zu sprechen, die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge durch einen der auffallendsten Züge eröffnet zu sehen, noch von ihrer Beharrlichkeit, denselben als das Signal der vollkommenen Herstellung alles Alten anzusehen, wird ein Blick auf die Natur, die Klassen und die Verhältnisse der Einwohner der vormaligen Schweiz hinreichen, um die innige Verbindung, die zwischen den von den Patriciern dem Föderativsysteme ertheilten Lobsprüchen und zwischen dem Haupt-

gegenstande ihrer Wünsche und ihrer Umtriebe wal-tet, einleuchtend zu machen.

Mit Ausnahme des Waadtlandes und der Municipalstädte des Argau's, fand sich in der ganzen Schweiz keine Klasse von Staatsbürgern, die für Helvetien das gewesen wäre, was der dritte Stand (tiers etat) für Frankreich war, der einzige, in welchem der Erfolg der Revolution Sicherheit und Bürgschaft fand. Mit Ausnahme dieser argauischen Städte, wurden in der ganzen übrigen deutschen Schweiz nur drei Klassen von Menschen angetroffen, Patricier, Geistliche und Landleute. Wann die große Mehrheit der erstern nur nach der Herstellung ihrer ehemaligen Vorrechte strebt, so gebricht es den beiden letztern Klassen sowohl an Wille als an Kraft, um sich der Ausführung dieses Vorhabens zu widersetzen. Die Geistlichen, besonders die protestantischen Pfarrer, gehören selbst beinahe alle zu den Patriciergeschlechtern; in dem Stand der Landleute müssen die Hirten der demokratischen Kantone von den Landbebauern der ehemals durch bevorrechtete Bürgerschaften regierten Kantone unterschieden werden. Was die Einwohner der kleinen Kantone betrifft, so begehren dieselben, sey es aus Scheue der Arbeit, die mit einem civilisirten Stande und einer regulirten Verfas-

sung verbunden ist, sey es aus Vorliebe für die Ausübung einer unmittelbaren und zügellosen Souverainität, sey es endlich aus Anhänglichkeit und Hingebung an ehrsüchtige und verschmitzte Volksführer, die unbedingte Rückkehr der unruhigen Herrschaft der Landsgemeinden.

Die Ackerbau treibenden Landleute der aristokratischen Kantone wünschen wohl von der Herrschaft der privilegirten Stadtbürger befreit zu bleiben, allein, um sich in dem Zustande von Freiheit zu erhalten, und um sich gegen die heimlichen sowohl als offenen Unternehmungen und Anschläge der letztern zu schützen, bedürfen sie thätiger und verständiger Anführer, wachsamer und achtungswürdiger Vertheidiger. Wo sollen aber diese Anführer und Vertheidiger gefunden werden, wenn die Schweiz neuerdings in kleine unabhängige Staaten zerstückelt wird? Sollen es etwa ein Dutzend ihrer Mitunterthanen seyn, denen ein glücklicher Zufall einige Geistesbildung verschafft, und die sich im Ausland einigen Wohlstand erworben haben; oder etliche Patricier, die umsonst gegen die Masse ihrer Kaste arbeiten und sich durch die steten und dringenden Umgebungen ihrer Verwandten und Freunde gelähmt fühlen? So schwache Vertheidiger reichen nicht hin, um ihnen die Garantie ihrer Rechte zu gewähren.

Dieses treue Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse in den deutschen aristokratischen Kantonen, kann keinen Zweifel über die Grundsätze und über die Absichten jener Menschen übrig lassen, welche durch ihre Zahl und ihren Einfluß in den Kantonalregierungen nothwendig das Uebergewicht haben müssen, wann keine aus Männern, die der neuen Ordnung der Dinge und der fränkischen Republik zugethan sind, zusammengesetzte Centralregierung über ihre Anschläge wacht, und ihren Bemühungen das Gegengewicht hält. Bei der ersten Gelegenheit, wo ihr Haß gegen Frankreich und die von ihm in den Staatsverhältnissen Europa's bewirkten Veränderungen ausbrechen kann, werden sie ihren Einfluß auf die Kantone, in denen sie das Uebergewicht haben, dahin verwenden, um ihre in eben diesem Haß sorgsam unterhaltenen Mitbürger der dem Interesse Frankreichs und ihres Vaterlands entgegengesetzten Parthei zuzuführen.

Man glaube ja nicht, daß dieß nur eingebildete Besorgnisse seyen. Die Thatsachen sind es, welche sprechen; die Leidenschaften und Neigungen müssen aufmerksam machen; wer die Natur des Menschen und die Geschichte kennt, kann kein anderes Benehmen von Familien erwarten, die in dem, was ihrem Ehrgeitze schmeichelte, tief gekränkt sind, die ihr Va-

terland weder in der gesammten Schweiz, noch in ihrem besondern Kanton, oder in dem Thal, worinn sie geboren wurden, sondern vielmehr in der sittlichen und bürgerlichen Existenz erkannten, welche ihnen unmöglich kann zurückgegeben werden, mit all den Blendwerken, all den eingebildeten Genüssen und Täuschungen, deren Verlust weder durch neue Vorzüge, noch durch irgend einen andern Ersatz, ein ganzes Menschenalter durch, nur kann vergütet, noch aus dem Gedächtniß getilgt werden. Sollte man geneigt seyn, sich die Gefahr zu verbergen, oder die Besorgnisse durch die Voraussetzung zu schwächen, daß die Vernunft allmählich die Thorheit verdrängen, und das wohlverstandene Interesse des Vaterlands, den Geist der Leidenschaft und der Rachsucht dämpfen werde; oder wollte man unsern Vorstellungen die andere viel besser begründete Betrachtung entgegensetzen, daß es dem französischen Gesandten leicht seyn werde, einen entschiedenen Einfluß, sey es durch das Gewicht seiner Ueberredungen oder seines Ansehens auf die Kantonalräthe, zu erhalten, und daß es ihm an Mitteln nicht fehlen werde, um jeden gegenrevolutionairen Plan oder Vorhaben der österreichischen Partei scheitern zu machen; so würde man hinwieder fragen: ob sich nicht sehr leicht Fälle denken lassen, in welchen der Einfluß dieses Gesandten durch unvorgese-

hene Umstände, durch mögliches Kriegsunglück, durch wilde Ausbrüche eines gereitzten und fanatisirten Volkes, welchem die Kantonalregierungen zu widerstehen eben so wenig die Kraft als den Willen hätten, vermindert würde, Fälle, wo der Einfluß dieses Gesandten in einem Kanton vernichtet wäre, während derselbe in allen übrigen Kantonen noch vollkommen bestehen und fortdauern würde, und wo der irregeführte oder übelgesinnte Kanton sich gerade im Besitz einer wichtigen Position auf der demokratischen und östlichen Grenzlinie Helvetiens befinden würde.

Wird man übrigens wohl glauben, daß z. B. in Graubündten die Familie von Salis beschränkter wie zuvor regieren werde, wenn dieses Land wieder einen besondern Staat bilden soll? Wenn die Gesandten der Könige Frankreichs, alles des großen Gewichtes unerachtet, welches ihnen die Schweizerregimenter in französischem Dienst gaben, die eine Hauptressource der Patricier-Familien ausmachten, unerachtet der sehr ansehnlichen Pensionengelder, die sie den kleinen Kantonen und den katholischen Ständen überhaupt bezahlten, dennoch mehr als einmal in sehr wichtigen Unterhandlungen, den wilden Ungestüm und die Launen der Bergbewohner nicht zu besiegen vermochten; werden wohl die Gesandten der fränkischen Republik

sich ein ununterbrochenes Gelingen versprechen können, nach Ereignissen, die so viel Bitterkeit in den Herzen und so viel Rückhaltgedanken, die nur den günstigen Augenblick abwarten, um ans Licht zu treten, übrig liessen? Und sollte nicht gegenwärtig, da Frankreich keiner Auxiliartruppen mehr bedarf, und keine Pensionen mehr zu zahlen im Fall ist, es einer vorsichtigen Politik angemessen seyn, diese vormaligen Mittel des Einflusses durch eine solche Regierung zu ersetzen, die aus aufgeklärten und rechtschaffenen Männern bestehend, dem Interesse Frankreichs durch Grundsätze ergeben wäre und die geleitet durch die Ueberzeugung, daß die Natur selbst uns zur innigsten Verbindung mit dieser Republik ruft, ihre Nation im Geiste dieses uralten Systemes leiten, und Verirrungen zuvorkommen würde, zu denen kleinlichte Leidenschaften und Anfälle demagogischen Wahnsinns dieselbe verleiten könnten?

Allein, sagt man, diese Centralregierung, die, insofern sie gut zusammengesetzt wäre, Frankreich sehr nützlich seyn kann, wird sie ihm nicht auch sehr gefährlich werden können, auf den Fall, daß es den Feinden dieser Macht gelingen sollte, sich derselben zu bemächtigen?

Der Fall ist allerdings möglich, aber auch mehr

nicht als möglich. Nicht nur ist es wenig wahrscheinlich, sondern es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich für jeden, der die Schweiz etwas näher kennt. Die ächte öffentliche Meinung, das gemeinsame Interesse des Vaterlandes, der Nationalgeist, der wesentlich auf Neutralität gerichtet ist, werden jederzeit entscheidenden Einfluß auf eine Centralregierung haben, während die Kantonalregierungen, der Natur der Dinge nach, ein Spielball vorübergehender Volksneigungen, und wenn sie sich nicht den größten Gefahren preis geben wollen, häufig genöthigt seyn werden, den durch einige fanatische Priester oder im Solde des Auslande stehende Demagogen aufgereizten Leidenschaften zu folgen.

Aber, wendet man ferner ein, wird nicht die Leichtigkeit, sich an die helvetische Nation in der Person weniger und beständig versammelter Regenten wenden zu können, den auswärtigen Mächten und Frankreich selbst, ein Mittel in die Hand geben, durch unvorgesehene Auffoderungen die helvetische Regierung entweder der Gefahr einer Weigerung oder den verderblichen Folgen einer unglücklichen Gefälligkeit auszusetzen, und sie der Vortheile einer Tagsatzung berauben, die langsam zusammentritt, späte Beschlüsse nimmt und zögernde Formen mit sich führt, welche

Schützerinnen der Rechte und der Vortheile der Neutralität sind?

Man erkennt in dieser wichtigen Betrachtung zu gleicher Zeit den großmüthigen Bundesgenossen, welcher die Nation, deren Beschützer er ist, vor jeder Gefahr, die sie bedrohen könnte, warnt, und den wohlthätigen Freund, der alle Umstände aufsucht, welche zur Aufklärung eines wichtigen und schwierigen Gegenstandes beitragen könnten.

Immer aber scheint es uns, die Schwierigkeit könne aufgelöst werden. Vorerst darf man annehmen, daß in einem mit einer kraftvollen Centralregierung verbundenen Föderalsysteme, wie wir solches dem reinen Föderalism vorziehen würden, die Gewalt jener Regierung zweckmäßig beschränkt seyn würde, besonders in Bezug auf einen so wichtigen Gegenstand als der Einmarsch einer fremden Armee in das Gebiet der Republik ist. Demnach wird man ohne Zweifel nicht in Abrede seyn, daß in Fällen, wo das Haupt der französischen oder jeder andern Regierung sich in der Lage befände, von den Schweizern die Bewilligung zu verlangen, eine Armee auf ihr Gebieth marschiren zu lassen, dasselbe in Folge eines allgemeinen Planes würde besetzt werden, deren Vollziehung keinen Berathungen einer Tagsatzung könnte unterworfen wer-

den. Welches auch dann zumal die Form der helveschen Regierung seyn möchte, das Resultat wäre wohl immer eine Verletzung des neutralen Bodens; und gesetzt auch die Formen wären dabei gerettet, würden die übrigen kriegführende Mächte die Neutralität darum weniger als verletzt ansehen, wenn ihre Convenienz es mit sich brächte, sie aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten? Wenigstens erscheint dieser Vortheil allzuzweideutig, um die unendlich größern aufzuwiegen, welche wir von einer Centralregierung mit Zuverläßigkeit erwarten dürften.

Die Ungleichheit der verschiedenen Gegenden Helvetiens, die Nothwendigkeit der Oekonomie und die Unmöglichkeit der Unterhaltung eines besoldeten Truppenkorps, bieten sich weiter als Hindernisse dar, welche man der Einrichtung einer Centralregierung entgegenstellt; und in der That, wenn diese Regierung mit einem allen Lokalbedürfnissen der Schweiz angepaßten Föderalsysteme unverträglich wäre, wenn sie ohne regulirte Truppen nicht bestehen könnte, oder endlich Finanzen erfordern würde, die unverhältnißmäßig für unsere Kräfte wären, oder wenn sie auch nur Ausgaben erforderte, die sich denen der vormaligen Regierungen annäherten, so möchte die Ueberwindung jener Hindernisse sehr schwierig seyn.

Allein einige Betrachtungen werden zu Beseitigung des schwierigsten Theiles derselben hinreichen.

Vorerst sind wir weit entfernt, ein System vorzuschlagen, welches in seiner Ausführung nicht die Befriedigung jedes örtlichen Bedürfnisses zu gestatten im Falle wäre. Nur glauben wir zwischen eingebildeten und wahrhaften Bedürfnissen, zwischen Forderungen der Laune und der Nothwendigkeit unterscheiden zu müssen. Wenn es vernünftig ist, den letztern nachzugeben, und denjenigen Gewohnheiten, die aus der unveränderlichen Natur selbst oder aus fortdauernden Verhältnissen entspringen, Rechnung zu tragen, so können wir dagegen nicht glauben, daß es unumgänglich nothwendig sey, sich jeder Sitte und jedem Vorurtheile zu fügen, die durch eine Verfassung erzeugt und genährt wurden, deren Gebrechen den Untergang des helvetischen Staatenbundes herbeiführten.

Wir würden demnach dem Gesetzgeber Helvetiens das Verwaltungssystem der ehmaligen Regierung von Bern vor Augen legen, das in seinen Grundsätzen eben so weise als glücklich in seinem Erfolge war. Indem es die Sitten, Einrichtungen und Gewohnheiten der verschiedenen Landesgegenden, die seine Regierung umfaßten, allenthalben schonend behandelte, war es ihm gelungen, die ungleichartigsten Völker-

schaften in einen einzigen Staat zu verschmelzen. Die von einem Schlag Menschen, welcher mit jenen der schweizerischen Demokratie völlig identisch ist, bewohnten Thäler des Hasli, die Waadtländer, deren Verschiedenheit in Sprache und Charakter darzuthun überflüßig wäre, die Hirten des Simmenthals und die Winzer an den Ufern des Bielersee's, die Landwirthe des Emmenthals und die industriöse Bevölkerung des Argau's, alle diese verschiedenen Landschaften, unter einander selbst abweichender als jede andere Gegend Helvetiens, wurden von einem Souverain, jede ihren eingewurzelten Meinungen, ihren besondern Satzungen und ihren örtlichen Verhältnissen gemäß regiert; es war eine Mischung von Föderalsystem und von Einheit, welche der verschiedenen Gewohnheiten Rechnung trug, ohne der Kraft der Regierung zu schaden und ohne die Ausübung der Souverainität zu zerstückeln.

Wann wir ein so neues und so ausgezeichnetes Vorbild einer die Vortheile beider Systeme verbindenden Verwaltung, die die größten Verschiedenheiten zwischen den Bezirken, aus denen der Kanton Bern zusammengesetzt war, zu überwinden vermochte, vor Augen haben, warum sollten wir dasselbe nicht nachahmen? Gewiß ist's, daß gegenwärtig in der Schweiz

weder ungleichartigere Völkerschaften noch unähnlichere Oertlichkeiten gefunden werden, als jene des Oberlands und des Argau's, des Emmenthals und des Waadtlandes, welche vormals der nämlichen Regierung unterworfen waren, sind. Die Möglichkeit der Vereinigung der Bedürfnisse des flachen Landes mit denen der bergichten Gegend, und der Verbindung von Völkerschaften, welche ungleiche Sprache haben, und durch Sitten nicht minder als durch die hohen Berge, die sie umgeben und trennen, von einander verschieden sind, unter eine Regierung, ist also kein Problem mehr und noch viel weniger ein unübersteiglicher Einwurf gegen die Aufstellung einer kraftvollen Centralregierung; und die angeführte Thatsache ist um so beweisender, als die Berner'sche Republik, nach allgemeinem Zeugnisse, der blühendste und der am besten verwaltete Theil der ehmaligen ganzen Schweiz war. Uebrigens ist der vormalige Kanton Bern nicht das einige Beispiel eines Staates, der die ungleichartigsten Völkerschaften und Oertlichkeiten in sich vereinigte. Der deutsche Kanton Uri war von seinen italienischen Unterthanen des Livinerthales durch den Gotthardsberg getrennt; die übrigen Kantone waren es von ihren italienischen Unterthanen nicht weniger, ohne selbst während des ganzen Winters ihre Communikation mit denselben unterbrochen oder gehemmt zu sehen.

Wir gehen zu dem Punkt der Oekonomie über. Man fürchtet die Kosten, welche die Einheitsverfassung und das Stellvertrettungssystem, das ihr zum Grunde liegen würde, nach sich ziehen müßten.

Wir fangen mit dem Geständniß an, daß eine den Grundsätzen der strengen Trennung der Gewalten gemäß aufgestellte Staatseinrichtung allerdings Ausgaben erfordern kann, welche die Kräfte eines kleinen Staates übersteigen. Allein die vernünftigen Vertheidiger einer Centralregierung in Helvetien sind auch die ersten, welche die strenge Anwendung jener Theorie für unnütz halten. Ist einmal für die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt hinlänglich gesorgt, so ist es möglich die Centralgewalt auf eine solche Weise zu organisiren, daß bei der größten Einfachheit dennoch jedes aus den gemeinsamen Interessen aller Staatsbürger sich ergebende Bedürfniß der Gesetzgebung und der Regierung befriedigt werde. Der Entwurf, der als Beilage einer zweiten von einem unserer Kollegen entworfenen Denkschrift beigefügt ist, wird unsere Begriffe über die allgemeine Organisation von Helvetien näher auszudrücken im Stande seyn. Wir dürfen behaupten, daß die Kosten nicht den vierten Theil dessen betragen würden, was diejenigen der vormaligen Brnerregierung betrugen, und daß

für die Kantonalverwaltung sehr wesentliche Ersparnisse dabei herauskämen. Man könnte diesen einen bedeutenden Theil ihrer Verrichtungen abnehmen und sie um vieles vereinfachen. Es ist einleuchtend, daß, indem man von der Wichtigkeit und der Würde eines Beamten wegnimmt, man auch seine Ansprüche und seine Bedürfnisse vermindert, während umgekehrt, indem man mit den Geschäften der Verwaltung die Ausübung der Souverainität verbindet, man sich auch unfehlbar in die Nothwendigkeit versetzt, die Zweige, das Personale und die Kosten einer solchen Regierung zu vermehren.

Die Centralregierung kann auf eine den Kantonen keineswegs lästige Weise ausgesteuert werden, wenn man ihr die Schuldtitel der ehemaligen Regierungen auf das Ausland, die Bergwerke, die Posten, die Pulver- und Salpeterfabrikation, und das Münzwesen überläßt. Eine leichte Stempelabgabe auf Handlungseffekten könnte ohne Schwierigkeit hinzugefügt werden, und würde das für ihr unabhängiges Daseyn erforderliche Einkommen vervollständigen, ohne daß sie nöthig hätte, weitere Beiträge oder Zuschüsse von den Kantonen zu verlangen. Die demokratischen Stände insbesondere würden ihr Daseyn nur durch Wohlthaten inne werden.

Man

Man wird sagen, die Kantonalregierungen bedürfen keiner besoldeten Truppen, eine Centralregierung hingegen werde eines regulirten Truppenkorps nicht entbehren können.

Vorerst ist es zweifelhaft, und mehr als zweifelhaft, ob nach allen revolutionairen Ereignissen, dieser Quelle so vielen Hasses und einer Zwietracht deren Dämpfung noch geraume Zeit nur durch eine thätige und kraftvolle Aufsicht möglich seyn wird, es ist insbesondere zweifelhaft, ob bei der Gewohnheit dem obrigkeitlichen Ansehen zu widerstehen, und mitten unter den Trümmern aller ehemaligen wahren und eingebildeten Bande, das Volk der Kantone werde durch die höchste Gewalt eines jeden Kantons, ohne Unterstützung der bewaffneten Macht, in Ordnung gehalten werden können.

Wenn aber je die Regierungen der Kantone ohne besoldete Truppen sich organisiren und erhalten könnten, so ist nicht einzusehen warum die Centralregierung das nämliche nicht eben so gut sollte thun können. Es würde übrigens leicht seyn, dadurch, daß man ihr die Ernennung und Recrutierung der Milizofficiere der ganzen Republik überliesse, die Nationalmilizen so zu organisiren, daß die Centralregierung

über sie disponiren könnte. Man darf auch annehmen, daß in Fällen, wo die öffentliche Ruhe gestört wäre, es ihr leichter seyn würde, die Miliz des einen Cantone zu Herstellung der Ordnung in dem andern Canton zu gebrauchen, als es einer Cantonalregierung nicht seyn würde, die Milizen ihres eigenen Cantones gegen Aufrührer, d. i. gegen einen andern Theil eben dieser Milizen zu gebrauchen. Wir müssen hinzufügen, daß gegenwärtig in Helvetien das Milizsystem, nach den zahlreichen Erfahrungen die über seine Unzulänglichkeit und Unzuverläßigkeit, in den neuesten Zeiten auf Unkosten unsers Vaterlands gemacht wurden, seinen Credit so sehr verlohren hat, daß ein kleines Corps regulierter Truppen, das zum Polizeidienst und in ausserordentlichen Fällen selbst als Mittelpunkt für die Milizen dienen könnte, der Gegenstand allgemeiner Wünsche geworden ist, und zuverläßig nur eine mäßige und unsern Kräften allerdings angemeßne Ausgabe veranlassen würde.

Endlich wendet man ein, das Einheitssystem sey in immer fortgehenden Verhältniß in Verachtung und Ohnmacht gesunken, es sey der Nation verhaßt geworden, und die Centralregierung sey mit einer Leichtigkeit umgestürzt worden, die von schlimmer Vorbedeutung für ihre Nachfolger seyn müßte.

Dieser Einwurf ist wichtig; wir wollen ihn mit der Aufmerksamkeit, deren er werth ist, untersuchen.

Die Centralregierung ist besiegt worden; ward es die helvetische Eidgenossenschaft nicht ebenfalls?

Ihr Daseyn war dem Unglück und den Leiden Helvetiens gleichzeitig, und die blinde Menge aller Classen kann leicht in den Irrthum gerathen, zu glauben, sie habe die Uebel hervorgebracht, welche vielmehr Früchte der Gebrechen der alten Verfassung waren, und die durch die Centralregierung gemildert wurden. Es wäre nicht schwer den Beweis zu führen, daß ohne das Daseyn und die Anstrengungen dieser Regierung, die Last des Krieges, die Drangsalen der Revolution, und die Unordnungen aller Art, tausendmal drückender und verderblicher würden gewesen seyn. Die fränkischen Armeen insbesondere, sind zu verschiedenen Zeiten, durch die helvetische Regierung mit einem Eifer und Erfolg unterstützt worden, die mit der Föderativverfassung unverträglich gewesen wären, und die französische Regierung ist zu gerecht um dieselben je zu vergessen.

Die Einheitsregierung hat sich ohne anders in der herzzerreissendsten Lage befunden, in der Männer

von Ehre sich befinden können. Gezwungen von zwei Dingen eines zu thun, entweder durch Weigerung der Uebernahme des Unterhalts der fränkischen Truppen, sich zu popularisiren, oder aber den öffentlichen Tadel auf sich zu laden, indem sie sich zum Mittler und Regulator der Requisitionen machte: zog sie es vor, ihren Mitbürgern durch Ersparung der Plackereien und Erpressungen nützlich zu werden, und den verhaßten Auftrag zu übernehmen, der Agent für die Aufopferungen zu seyn, welche man von ihnen verlangte.

Ihren Feinden gelang es nur zu sehr, ihr redliches und vaterländisches Benehmen gegen sie zu gebrauchen. Die Männer, welche in den auf einander folgenden Epochen der Revolution Mitglieder der Regierung waren, wurden als an Frankreich verkaufte Verräther dargestellt, verläumdet und auf tausend Weisen angeschwärzt, und sie sind in Gefahr in ihrem Vaterlande die Opfer ihrer geleisteten Dienste zu werden, wenn keine kraftvolle und gut gewählte Regierung daselbst Ordnung handhabt, und die Freunde Frankreichs gegen Reactionen in Schutz nimmt.

Die Leichtigkeit, mit welcher im verwichenen Herbstmonat die Centralregierung umgeworfen ward,

erklärt sich hinlänglich aus der mangelnden Harmonie zwischen den Personen, aus denen sie bestund. Die meisten der Häupter des Aufstandes, selbst von der Nothwendigkeit der Aufstellung einer Centralregierung überzeugt, kündigten an, ihre Bestrebung wäre nur gegen Regierungsglieder gerichtet, von deren Mehrheit sie freilich mit Recht glaubten, daß sie die Absichten der gegenrevolutionairen Parthei keineswegs werden befördern helfen. Zu Schwytz selbst anerkannte die sich so nennende Tagsatzung, den Nutzen einer Centralregierung, und sie organisirte wirklich einen permanenten Senat des Föderalstaates.

Die Instruktionen, welche die helvetischen Deputierten nach Paris von der Centralregierung erhielten, stimmten beinahe alle darinn überein, daß sie eine starke und kraftvolle Centralregierung verlangen, und die innige Ueberzeugung von der künftigen Unentbehrlichkeit einer Centralregierung herrscht gegenwärtig in Helvetien so allgemein, daß das Volk und besonders die Classe der Eigenthümer gewiß nicht ohne Verwunderung und ohne Bedenken, eine solche aus der künftigen Organisation würde weggelassen haben.

Es ist allerdings wahr, daß Umschmelzungen alter Regierungen, die übereilt und gewaltsam anstossend

gegen die Gewohnheiten und Sitten der Nation vorgenommen werden, weder dauerhaft noch wohlthätig sind: es ist aber eben so wahr, daß wenn die Wünsche des Volkes, durch Verbesserungen die es erwartet und deren Bedürfniß allgemein fühlbar geworden ist, nicht erfüllt werden, man Gefahr läuft, keine verderbliche Unzufriedenheit mit den Einrichtungen, die man neu aufstellt oder zurückbringt, zu pflanzen.

Es sey uns erlaubt die Bemerkung beizufügen, daß der Schultheiß Steiger, das Project eines permanenten helvetischen Senats, von dessen Nothwendigkeit er sich überzeugte, entworfen hatte. Seine Ideen darüber finden sich in dem Werke C. L. Hallers über den Feldzug des Erzherzog Karl in der Schweiz. S. 553.

Nachdem wir den Werth der Einwürfe, die gegen die Aufstellung einer Centralregierung erhoben werden, geprüft haben, würde uns der positive Theil unseres Gegenstandes oder die Entwicklung der Vortheile übrig bleiben, die diese Regierung verspricht und die sie allein Helvetien zusichern kann. Da aber wahre Denkkraft durch diese Diskussion unverhältnißmäßig erwachen würde, so beziehen sich die Unterzeichneten lediglich auf dasjenige, was die Bürger Kuhn, Sekretan und Glaire, in bekannten Schriften über die gegenseitigen

Vortheile des Föderalism und der Einheit, gesagt haben. Ihre Verfasser bekleideten Stellen unter den ersten Behörden ihres Vaterlandes, und ohne ihren Ideen überall beyzupflichten, haben die Unterzeichneten in denselben Ansichten und Betrachtungen gefunden, welche die besondere Aufmerksamkeit der fränkischen Regierung zu verdienen scheinen.

Ohne Centralregierung sehen wir weder die Möglichkeit der Beendigung unserer Unruhen, noch jene der Herstellung unsers Wohlstandes.

Ausserordentliche Anstrengungen der Industrie und des Fleisses, sind es, die im gegenwärtigen Zustand unsrer Cultur, der Unfruchtbarkeit unsers Bodens und den natürlichen Reichthümern unsrer Nachbaren müssen entgegengesetzt werden. Wir können der Colonialwaaren nicht entbehren, wir bedürfen roher Stoffe des Auslandes für unsere Fabriken, und die Produkte beinahe aller Climate, und was können wir dagegen tauschen, mit Ausnahme von etwas Käse und Vieh? Nichts, als unermüdliche Arbeit und glücklichen Kunstfleiß, der den Werth der rohen Produkte des Auslandes verzehnfacht und sie ihm vervollkommnet wiedergiebt, gegen die Natur und Kunstprodukte, deren wir bedürfen.

Künste und Wissenschaften müssen also unter uns blühen und aufgemuntert werden. Wir müssen die ungeheure Wassermasse nutzbar machen, die unsere Flächen deckt und durch unsere Thäler fließt, von der, in Ermanglung zusammentreffenden Willens und übereinstimmender Anstrengungen, wir bis dahin keinen Nutzen gezogen haben. Wir müssen unsere Bergwerke bewerben, die bis dahin so zu sagen unberührt geblieben sind. Wir bedürfen neuer Strassen, Canäle, einer gemeinsamen Münze, gleichförmige Maaße und Gewichte, Unterrichtsanstalten, einer vaterländischen Academie, die es unsern Jünglingen entbehrlich mache, fremde Universitäten zu besuchen, auf denselben ihr Erbe zu verzehren, ihre Sitten zu verderben und Grundsätze anzunehmen, die für ihr Land unnütz oder auch den Interessen desselben zuwider sind.

Ohne Centralregierung erhalten wir von all' diesem nichts; wir werden eben so wenig die Mittel finden, uns den Hindernissen zu widersetzen, welche den freien Handel und Wandel von neuem wieder entgegengesetzt werden; das in einem Canton ausgesprochene Urtheil, wird in einem andern nicht vollzogen werden können; man wird ferner das Scandal sehen, daß ein Schweizer sich nicht überall in seinem

Vaterlande niederlassen kann, während Fremde dafür nicht selten weniger Schwierigkeit finden.

Die Vortheile, welche eine Centralregierung darbiethet, und die Nachtheile die aus ihrer Abwesenheit herfliessen, liessen sich in's unendliche vervielfältigen. Wie soll die aufgelaufene Schuldenlast getilgt werden? Wer wird die Cantone, die seit dem Daseyn der einen und untheilbaren helvetischen Republik ihr Eigenthum der gemeinschaftlichen Massa übergaben, entschädigen? Wer wird ihnen Rechnung tragen, für dasjenige was zum Vortheile aller veräussert ward, während verschiedene der begütertsten Cantone, ihr Eigenthum so gut wie unangetastet behielten? Wer soll Eigenthümer der ausländischen Schuldtitel seyn, die vormals Cantonen angehörten, welche nun in verschiedene Staaten zertheilt sind?

Wir sollten also die einen den andern fremd bleiben, wie unter der alten Verfassung, und der heisseste Wunsch den aufgeklärtester Magistrate, die die verschiedenen Völkerschaften Helvetiens in eine einzige Nation vereinigt wünschten, ein Wunsch der allein die durch die Revolution geschlagenen Wunden zu heilen vermöchte, sollte abermals unerfüllt bleiben? Die Bande, welche uns zur Zeit des Unglücks ver-

handen, sollten in glücklicheren Zeiten auseinander gerissen, und die seit fünf Jahren angenommenen Gewohnheiten, die bereits stärker sind, als man vorauszusetzen scheint, sollten wieder zerstört werden. . . .

Allein es ist Zeit, daß wir zum Schluße kommen. Wir wiederholen also kürzlich . . . Nach unsrer innigsten Ueberzeugung, wird die Schweiz durch die Herstellung der unbeschränkten Souverainität der Cantone, in die Anarchie zurückgeworfen; die Herstellung der Privilegien, und neue Bewegungen und Unruhen werden dadurch vorbereitet; in einigen Cantonen werden die Feinde der Sache Frankreichs an die ersten Stellen gebracht, andere werden durch sie bedroht, dem Einfluß wilder und zügelloser Demagogen Preis gegeben zu werden, und Helvetien wird der Hilfsmittel beraubt, durch die allein es seine erlittenen Verluste ersetzen, und auf der Bahn der Cultur fortschreiten könnte, auf welcher ihm der mächtige Arm des Jahrhunderts und der Bedürfnisse dringender Gesetze, nicht minder als allen übrigen Ländern Europa's fortzuschreiten gebiethen. Wir wissen, daß die Kosten einer Centralgewalt, wie wir solche wünschen, keineswegs eine Summe übersteigen, die

aus dem Ertrag von unbestreitbarem Nationaleigenthum leicht kann gezogen werden, und wir machen uns anheischig den dießfälligen Finanzplan zu entwerfen, ohne daß die kleinen Cantone dadurch im mindesten belastet werden, unter der klaren Voraussetzung, daß die Stellen mehr ehrenhaft als einträglich seyen, und daß die Centralregierung, unseren Nationalsitten gemäß, nicht einem einzigen Manne, sondern einem Regierungscorps übergeben werde. Wir sind endlich überzeugt, daß durch das Daseyn einer weise organisirten Centralgewalt, unsere Neutralität keineswegs mehr, wie durch ein absolutes Föderalsystem, gefährdet würde.

Dieß ist unsere Meinung. Es war Pflicht für uns, dieselbe freimüthig zu äussern; wir sind aber keineswegs so eingebildet zu glauben, wir befänden uns in der Lage, um mit Gewißheit über den Einfluß der Verfassung, der wir den Vorzug geben, auf unsere Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten, urtheilen zu können.

Wann der Held, der der Welt den Frieden wieder schenkte, und der für die Befestigung desselben ein neues, den neuen Bedürfnissen von Eu-

ropa angepaßtes politisches System erschaffen hat, das Daseyn einer Centralregierung in der Schweiz seinen politischen Interessen nachtheilig machen sollte, so ist hiemit alles gesagt; keiner von uns wird so unsinnig seyn, um seine Meinung, dem Genie und den Einsichten Bonapartes gegenüber zu setzen, und wir überlassen uns der Hoffnung, die Erfahrung werde die Besorgnisse zerstreuen, die wir zutrauensvoll in seinen Schooß niedergelegt haben.

Frohsinn.

In einer Gesellschaft tadelte man, daß das schöne Fräulein S . . zu sehr koquettire. — „Dieß ist ein erhabner Zug ihres edlen Herzens," bemerkte einer; „sie hält, wie Titus, den Tag für verloren, an dem sie nicht wenigstens einen glücklich gemacht hat."

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friderich dem Großen:

„Sire, ich habe bereits 5 Könige gesprochen, drei wilde und zwei zahme, aber so Einer, wie Ihro Majestät, ist mir noch nicht vorgekommen."

Friderich bemerkte gegen den Staatsrath von Heinitz:

„Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

Ein vornehmer preussischer Offizier sprach mit einem geistreichen Manne aus Holstein über den Stand der Zeit und die Lage des Vaterlandes. —

Jener meinte, es sey nunmehr Alles gut, seit-

mal wir ja den Welttyrannen besiegt, und das Vaterland befreiet, und die alte Ehre wieder gewonnen hätten; dieser hingegen hielt dafür, daß noch nichts erreicht sey, und daß alle unsere Anstrengungen vergeblich gewesen seyn würden, wenn wir nicht Freiheit und Recht in ständischen Verfassungen befestigten und sicherten. Der Preusse spielte in seiner Rede nicht undeutlich auf Bündelei und Jakobinerei an, mit der Frage schließend: „und seit wann ist den eigendlich dieses Geschrei nach der Farce landständischer Verfassungen so groß und allgemein?" —

„Ungefähr seit der Posse bei Leipzig am 18ten Oktober 1813," erwiederte der Holsteiner. —

Ein Emigrant sprach mit der in Paris lebenden Miß Helen Maria Williams über die Vorrechte des Erbadels. — „Ist es nicht gerecht und zweckmäßig, sagte er, daß man, um das Andenken von Tugenden auf die Nachwelt zu bringen, die Nachkommenschaft derer, welche dem Vaterlande Dienste geleistet haben, auch an der Belohnung dieser Dienste Theil nehmen lasse?" — „Nach diesem Grundsatze, erwiderte Miß Wiliams, müßte, wenn ein Verbrecher gehängt worden, auch dessen ganze Nachkommenschaft gehängt werden." —

Frau

Frau von Stael war häßlich, und machte Anspruch auf Schönheit. Einst saß der gelehrte Lalande zwischen ihr und der schönen Madame Recamier zu Tische. Er wollte beiden etwas Artiges sagen, und rief aus: „Wie glücklich sitze ich hier zwischen Schönheit und Witz!“ — Schnell setzte Frau von Stael hinzu: „Ohne eines von beiden zu besitzen.“

Am Abend der Schlacht von Trafalgar sah ein Schiffslieutenant am Bord des englischen Linienschiffs Revenge einen Matrosen, neben einer Kanone kniend, bethen, und befragte ihn um die Ursache seiner anscheinenden Erschrockenheit. „Dieser Vorwurf trift mich nicht,“ erwiderte der Matrose: ich bethete nur zu Gott, er möge künftig die feindlichen Kugeln eben so unter unsere Offiziere vertheilen, als die Prisengelder rangmäßig unter Offiziere und Gemeine vertheilt zu werden pflegen.“

Ein französischer gemeiner Soldat verlor in der Schlacht von Abukir ein Bein. Als er im Hospital lag, wurde ihm von seinem Vormunde der Tod seines Vaters gemeldet, worauf er Folgendes antwortete:

„Mon cher tuteur!

Je vous remercie de la mort de mon pére, ce sont de ces petits accidents de famille, qui arivent souvent! — Quant à moi, je me porte fortbien à l'hopital. J'ai perdu une jambe à l'affaire d'Abouquir, mais graces à Dieu, il m'en reste encore une, avec laquelle j'ai l'honneur détre votre très-humble serviteur."

„Lieber Herr Vormund!

Für das Absterben meines Vaters bin ich Ihnen sehr verbunden; dergleichen kleine Familienunannehmlichkeiten ereignen sich oftmals. Was mich betrift, so befinde mich ganz wohl im Lazareth. Bei der Affaire von Abukir habe ich ein Bein verloren, doch ist mir, Gott sey Dank, noch Eins übrig geblieben, mit welchem ich die Ehre habe zu verharren Ihr gehorsamster Diener."

Als Lord Amherst bei seiner Rückkehr von der Ambaßade nach China gegen Bonoparte erwähnte, daß die so interessanten Bewohner der Loochoo-Inseln nach Capitain Haals Bericht weder Waffen noch Geld im Gebrauche hätten, rief Bonaparte aus: „Keine Waffen! Verwünscht! wie führen Sie denn Krieg?" Als

derselbe Umstand dem Kanzler der Schatzkammer erzählt wurde, brach dieser in die Worte aus: „Kein Geld! Gott sey mir gnädig! Wie können sie denn die Regierung erhalten?"

Als Karl XII. von dem Polnischen Primas verlangte, ihm mehrere Große vorzuschlagen, von denen er einen auf den Thron setzen könnte, nannte ihm derselbe einen als den mächtigsten; einen andern als den reichesten; noch einen als den klügsten; aber den Stanislaus Leszinski als den Tugendhaftesten. Diesen wählte der König ohne sich zu besinnen.

Daß noch jetzt Lothringen diesem Fürsten manche ihn überlebende wohlthätige Institution verdankt, ist eine bekannte Sache.

Dem Abgeordneten von Berwick wurde von seinen Kommittenten die Sorge für ihr Wohl dringend empfohlen.

„Ihr spottet wohl, antwortete er, ich habe Euch erkauft, und werde Euch verkaufen."

Der Schriftsteller Pope war klein und mißgestaltet. Sein gewöhnlicher Schwur war: Gott bessere mich! „Bessere?" erwiederte ein Miethkutscher, gegen den er sich dieses Ausdruckes bedient hatte: „Bessern? da hätte er um die Hälfte weniger Arbeit, wenn er Sie ganz neu machte."

Der berühmte Professor Engel in Berlin pflegte von Anekdoten, deren Innhalt er schon unter einer andern Form kannte, zu sagen:

„Diese Geschichte ist mehrmalen wahr."

„Es giebt nichts treuers, als die Schweizer, sagte Herr von Bonald. Die Könige können sich auf sie verlassen. Diese Republikaner sind für die Könige, was die Gänse für die Stadt Rom waren."

„Ich verstehe — versetzte Jemand — die Gänse waren die Schweizer des Kapitols, und die Schweizer sind die Gänse der Tuillerien."

Man fragte den berühmten englischen Dichter Prior, warum es im Paradiese keine Ehe gäbe? — „Weil es kein Paradies in der Ehe giebt," antwortete Prior.

Ein gewisser Millot schrieb ein Buch: Megalantropogenesie, oder die Kunst, kluge Kinder zu erzeugen. „Schade, sagte R . . . ., daß sein Vater diese Kunst nicht verstanden hat.“

Ein französischer Deputirter kam aus der Sitzung zurück, wo er gegen das Budget gesprochen, und auf dessen Verwerfung angetragen hatte. Den Kopf voll von dem, was vorgefallen war, und einen großen Pack Papiere unter dem Arm gieng er in Gedanken durch den Tuilleriengarten, als ihn ein wachthabender Schweizer mit den Worten anrief: „Halt! Hier können keine Pakete paßieren!“ (Les Paquets, ne passent pas). Verdrüßlich entgegnete ihm der Deputirte: „Es ist kein Paket, was ich trage, sondern das Budget, und das geht immer durch! „(il passe toujours).“

Auf die Frage: wozu sie ihren Sohn gewidmet habe? antwortete einst eine Wittwe:

„Es giebt bei uns zweierlei Menschen, solche die da scheeren, und solche, die geschorren werden; mein Sohn soll es gut haben, und deshalb zu den Erstern stehen.“

Gottsched, verlor im zwei und sechzigsten Jahre seines Alters, seine erste Gattinn, die allbekannte Viktorie Kulmus. Sein Schmerz war sehr groß, aber troz demselben, und troz seinen längst ergrauten Haaren, war er in wenigen Monaten wieder Bräutigam, und schritt noch vor Verlauf eines Jahres zur zweiten Ehe.

Am Hochzeitabend, als das Brautpaar und die Gäste noch bei der Tafel saßen, entstand plözlich vor der Hausthür ein merkliches Getöse. Man eilte ans Fenster, und sah, daß auf der Straße Tische hingesezt, Lichter angezündet, Musikpulte und Instrumente herbeigebracht wurden.

„Ach, sieh da, sagten Ihro Magnificenz: man bringt uns eine Serenade! Das ist brav! recht brav! Ohne Zweifel ist dieß eine Aufmerksamkeit meiner Herren Zuhörer, die ich allerdings verdient zu haben, mir schmeicheln darf!“

Alle Gäste ordneten sich nun nach beßter Möglichkeit an den Fenstern. Eine beträchtliche Anzahl junger Männer umgab die Tische; viele derselben ergriffen die Violine, und begannen zu stimmen. Eine Menge Volks umringte sie. Oben und unten war man voll Erwartung.

Aber dieses Stimmen währte verzweifelt lange. Die Wartenden da und dort wurden endlich verdrießlich. Die Gäste setzten sich wieder, mit dem Vorsatz, dann erst aufzustehen, wenn die Serenade anfangen würde.

Noch einige Minuten tönte das Klimpern dort unten und dann ward es — ganz stille. Nun, glaubte man, werde mit einem gewaltigen Kraftstrich die Symphonie anheben. Doch, da nach geraumer Frist immer noch kein tönendes Lüftchen sich regte, gieng wieder jemand ans Fenster; und, siehe da, auf der Gasse war alles — still, die Lichter verlöscht, die Tische hinweggetragen, die Zuschauer verschwunden.

Die Gäste nahm dieß mächtig Wunder; Gottsched vorzüglich begriff nicht, wie das zugehe. Erst am andern Morgen erklärte es ihm ein Briefchen, welches man unversiegelt in seinem Vorsaale fand, mit den Worten: „Verdient die Hochzeit eines Zweiundsechzigers eine andere Abendmusik, als eine solche, bei welcher nur gestimmt wird?"

Als Solon befragt wurde; ob er nun den Atheniensern die möglichst besten Gesetze gegeben habe? antwortete er: „das nicht, aber die besten Gesetze, welche die Athenienser in ihrem gegenwärtigen

Zustande ertragen können!" Als Jemand, der übrigens kein Solon war, gefragt wurde, ob der Regent von — — — wohl seinem Volke die möglichst beste Constitution gegeben habe? — antwortete er: „Nein, aber dafür, daß der Regent von Aristokraten berathen, und vom Adel umlagert ist, die beste, die diese erlaubt haben."

Herr Chr. kam nach Paris als Deputierter, und hatte von dem Projekt der Minister, die Preßfreiheit betreffend, gehört. „Es ist abscheulich, schrie er, es wird nicht durchgehen! ich werde donnern! ich werde fürchterlich dagegen losziehen!" — Einige Tage darauf speiste er bei einem der Minister, und sagte am andern Morgen: „das Projekt ist nicht gut, ich werde dagegen reden!" Tags darauf wurde er wieder zu einem Minister zu Gast geladen, und äusserte, als er heimkam: „das Projekt ist nicht von den Besten, ich werde darüber sprechen." Ein dritter Minister lud ihn zur Tafel, worauf er erklärte: „Sprechen werde ich über das Projekt gar nicht, denn im Grunde, wozu nützt all das Reden?" Endlich erschien gar eine Einladung zur Tafel des Polizeiministers. Da sagte Herr Chr. . . .! „Alles wohl überlegt, ist doch das Projekt so übel nicht; ich habe darüber nachgedacht, ich stimme dafür."

Als der Erzbischof von Upsala den König Gustav Wasa bewirthete, setzte er sich auf einen gleich hohen Thron mit dem Königlichen, ließ sich noch herrlicher bedienen, als der König selbst, und trank ihm mit den Worten zu:

„Unsere Gnaden bringen es Eurer Gnaden zu einem guten Jahre."

Hierauf erwiederte der König lächelnd:

„Unsere Gnaden und Euere Gnaden haben nicht Raum unter einem Dache."

Und verließ den Gedemüthigten.

In dem Feldzuge der Engländer gegen die Maraten (1803) wo Sir Arthur Wellesley, dermaliger Herzog von Wellington, das Korps des Gouvernements von Madras, en Chef befehligte, wurde ein Spion vor denselben geführt, welcher eingestand, von dem Rajah von Berar abgeschickt zu seyn, die Stärke der Engländer auszuforschen. „Führt ihn im Lager umher, sagte Sir Arthur, und bringt ihn dann zu mir zurück." — Dieß geschah — „Nun hast du, redete der General ihn an, gesehen, wie stark wir sind, jetzt gehe zu deinem Herrn, und sage ihm von mir: Morgen um 5 Uhr würde ich angreifen und schlagen, um 9 Uhr würde er gefangen, und

um 10 Uhr gehenkt seyn. „So entließ er den Ausspäher, griff den Feind um die bestimmte Stunde an, schlug ihn, und nahm den Rajah gefangen. „Was ist die Glocke?“ fragte Sir Arthur einen Adjutanten, als der Rajah vor ihn gebracht wurde — „Eilf Uhr;“ war die Antwort — also 10 Uhr vorbei, sagte der General, daß man doch nicht immer Wort halten kann! laßt ihn ungehenkt, und bringt ihn nach Calcutta.“

Der deutsche Künstler Wolf sagte in einer Audienz beim heiligen Vater unter andern, daß sich selbst die deutschen Protestanten bei dessen Rückkehr nach Rom gefreut hätten, und Schleiermacher in Berlin geäußert habe, „der Papst wäre der einzige ächte Protestant gegen Napoleon gewesen.“

Der letzte Dey von Algier starb durch langsames Gift, obgleich er seine Köche erst allemal von Allem kosten ließ. Schade, daß er durch langsames Gift gestorben ist. Uebrigens lehrt ein alter berühmter Schriftsteller: „daß man von einem Despoten nie eine solche Todesart deutlich heraussagen, sondern etwa melden sollte: er starb an zurückgetrettener Tirannei.“

Ein französisches Regiment hatte seinen alten Obersten verlohren, und einen neuen erhalten. Als die Soldaten in der Folge über diese Veränderung sprachen, erhoben sie jenen bis in den Himmel. „Warum seyd ihr denn eurem alten Obersten so zugethan, und mehr als dem neuen? fragte Jemand.“ „Aus keiner andern Ursache, versetzten sie, als weil der alte immer sagte: Allons mes enfans! — der neue aber sagt: Allez mes enfans!“ —

„Meine Herren, sagte Duclos zu den Mitgliedern der französ. Akademie, die vor der Eröffnung der Sitzung ziemlich frei über die sich zu der Zeit auszeichnende Personen sprachen; meine Herren, wir wollen lieber von dem Elephanten sprechen; das ist das einzige etwas bedeutende Thier, von dem man gegenwärtig ohne Gefahr sprechen kann.“

Ein französischer Chaßeur prügelte einen deutschen Bauer, der seinen Spartopf retten wollte. Der Regimentskommandant kam dazu, und sagte zum Chaßeur: Warum schlägst du den Menschen? „Herr Obrist! war die Antwort, der Schurke stiehlt uns sein Geld!“

Als der Bruder des berühmten Seefahrers, Lord Anson, auf seiner Reise in der Levante, mit einem alten griechischen Steuermann nach Tenedos überfuhr, rief letzterer beim Anblick dieser Insel freudig aus: „Ja, da war es, wo unsere Flotte lag!" — „Von welcher Flotte redet ihr denn?" — „Ei, von der griechischen vor Troja!"

Es ist doch etwas Wunderbares um den Nationalstolz, daß er nach Jahrtausenden, und unter den drückendsten Umständen, immer noch fröhlich die Flügel schlägt.

Sir Arthur bekam von dem Generalgouverneur von Calcutta Befehl, die Maratten an einem bestimmten Tage über den Fluß Narrabutha zu treiben. Der Offizier, der den Befehl brachte, kam erst an dem bestimmten Tage Abends im Lager an. Sir Arthur befolgte also die Ordre den andern Morgen, und schrieb in seinem Berichte an den Generalgouverneur:

„Den Befehl, den Feind am 15. huj. über den Fluß zu treiben, erhielt ich erst am Abend des nämlichen Tages. Ich rief der Sonne, wie ehemals Josua, zu: Stehe! allein diese gehorcht nur einem jüdischen Feldherrn, und fragt den Teufel nach einem

englischen. Sie gieng unter troß meinem Befehle. Was also gestern zu thun nicht möglich war, ist heute geschehen."

Als der französische Minister von Valory bei Friederich dem Großen Abschied nahm, fragte er denselben, was der König, sein Herr, Sr. preußischen Majestät Angenehmes erzeugen könnte? — „Einen zweiten Widerruf des Edikts von Nantes," erwiederte Friederich.

Die Schlacht von la Chiuse war ihrem Ende nahe, und der Sieg hatte sich schon für die Franzosen entschieden, als beim Herumreiten um die Krümmung eines Baches Bonaparte einen Soldaten erblickte, der mit seinem Säbel ein Grab grub; um ihn herum lagen drei todte feindliche Dragoner, und ein todter Franzose. „Was machst du hier, Grenadier?" rief ihm der General zu: „Ich leiste meinem Bruder den letzten Dienst." — „Du könntest bei deiner Kompagnie etwas Besseres thun." — „Diese 3 Dragoner, die mein Bruder und ich niedergestreckt haben, beweisen, daß ich meine Schuld gegen das Vaterland abgetragen habe; jetzt will ich aber auch thun, was Natur und Freundschaft von mir fordern."

„Was bedeutet dieß: ich will!“ rief Bonaparte, indem er auf ihn zusprengte. — „Daß du mich ruhig lassen sollest,“ — gab der Grenadier gelassen zur Antwort, indem er zugleich die Hände rasch ans Gewehr legte. Bonaparte stutzt, sieht ihn einen Augenblick an, und scheint nachzudenken. Plötzlich aber wirft er sein Pferd herum, und reitet mit seinem Generalstabe fort, ohne etwas anderes zu sagen, als: „ich sah nicht gleich, daß der Unglückliche verwundet ist.“ Wirklich hatte der Grenadier einen Säbelhieb über das Gesicht, der ihm ein furchtbares Aussehen gab. Der General ritt stillschweigend weiter, und erst nach wenigen Minuten sage er ganz laut: „Friderich der Große hätte den Grenadier todt schießen lassen.“ — „Ich glaube es nicht, gab ihm mit edler Freimüthigkeit der Kapitain Froßard zur Antwort: Der König von Preußen war ebenfalls großmüthig; zudem ist dieser Soldat in dem Zustand, worin er sich befindet, nicht erschießbar (fusillable)“ — „Kapitain! dieß Wort ist nicht französisch! — Ich weis es, aber es ist menschlich, und dieß sollte synonym seyn.“ — Der Vorfall hatte für den Grenadier keine weitere Folgen, aber acht Tage nachher war der Kapitain Froßard nicht mehr beim Generalstabe angestellt.

Ueber Jemanden wurde bemerkt:

„Das Genie des Ahnherrn seiner Familie sey auf ihn gekommen, wie ein schöner Wasserfall, der sich von Felsen zu Felsen breche, und endlich am Boden als Dunst anlange.“

In einer Punschgesellschaft wurde wacker gezecht. Ein Verehrer dieses brittischen Getränks ergriff das eben eingeschenkte volle Glas, setzte es aber geschwind wieder unter den Worten: „das ist verwünscht heiß,“ nieder. —

„Halten sie es,“ sagte eine erst seit Kurzem verheirathete junge Frau: „meinem lieben Manne ans Herz; es wird bald kalt werden.“

Mozart kam gegen Abend in Berlin an, stieg aus und frug sogleich den Marqueur, der ihn nicht kannte, ob es diesen Abend nichts von Musik gäbe? —

„O ja, so eben wird die deutsche Oper angegangen seyn!“ — So! was geben sie heute? „die Entführung aus dem Serail!“

„Scharmant!“ rief Mozart lachend, — „Ja, fuhr der Mensch fort, es ist ein recht hübsches Stück. Es hat's componirt — wie heist er nun gleich?“ —

Indeß war Mozart im Reiserocke, wie er war, schon fortgesprungen. Er bleibt am Eingange des Parteres stehen, und will da ganz unbemerkt lauschen. Aber bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit den Tempo's, bald machen die Sänger und Sängerinnen zu viel Schnörkeleien — wie er es nannte; kurz sein Interresse wird immer lebhafter erregt, und er drängt sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dieß, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt, und wieder brummt, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlechten Oberrocke herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt, wovon er aber natürlich nichts weis. Endlich kam es zu Pedrillo's Arie: Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc.! Der Direktor hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder man hatte, was so manche Herren Kapellmeister thun, die nichts besseres können, verbessern wollen, und der zweiten Violine bei den oft wiederholten Worten: Nur ein feiger Tropf verzagt — Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief ganz laut in seiner freilich nicht verzierten Sprache: „Verflucht! wollt ihr D greifen!“

Alles

Alles sah sich um, auch mehrere aus dem Orchester. Einige von den Musikern erkannten ihn, und nun gieng es wie ein Lauffeuer durch das Orchester, und von diesen auf das Theater: „Mozart ist da!“ Einige Schauspieler, besonders die sehr schätzbare Sängerinn, Madame B . . . . ., die die Blonde spielte, wollten nicht wieder heraus auf das Theater. Diese Nachricht lief rückwärts an den Musikdirektor, und dieser sagte sie in der Verlegenheit Mozart, der nun schon bis hart hinter ihn vorgerückt war. Im Augenblicke war Mozart hinter den Culissen. „Madame! sagte er zu ihr, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und — damit Sie es einandermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudieren.“

Pabst Pius VII. kam durch eine Stadt in Frankreich, wo alles Volk, welchem er Segen spendete, niederkniete. Ein Protestant war unter der Menge, und kniete nicht. Im Vorbeigehen bemerkte ihn der Pabst, und der edle Kirchenfürst näherte sich ihm und sagte mildlächelnd:

„Auch dir schadet der Segen eines Greises nicht!“

und segnete ihn. Gerührt sank der Protestant aufs Knie.

Als Napoleon in der Schlacht von Eßling sich fortwährend dem feindlichen Feuer so aussetzte, daß die Kanonenkugeln mehrere von seiner Umgebung hinter ihm erschlugen, rief General Walter ihm im Eifer zu:

„Sire, wenn E. M. sich nicht zurückbegeben, so lasse ich Sie durch meine Grenadiere fortbringen.“

Ein sogenannter Bettelvogt kam im Dorfe E . . selbst bettelnd vor eine Thüre. Da er an seinem Hute die vaterländische * * * Cocarde trug, so fragte man ihn: ob er ein Gerichtsmann, oder doch so etwas wäre? —

Er antwortete: er sey eigendlich Bettelvogt zu . . . . —

„Wenn er Bettelvogt seye, erwiederte man, so müsse er ja die Bettelleute vom Betteln abhalten, und nicht selbst betteln!“

„Ja, sagte er ganz ruhig, in den Werktagen treibe er die Bettelleute hinaus, aber an den Sonn- und Feiertagen sey es ihm erlaubt, selbst an andere Orte hinauszugehen, sonst könne er nicht bestehen.“

Ganz leise schlich ein Dieb in den unbewohnten Gemächern der dritten Etage herum, um sich dort durch Hülfe vortrefflicher Dietriche so manches aus Leinewand-Vorraths-Kästen in aller Eile zu zueignen, als er durch den Eintritt des überraschenden und selbst sehr überraschten Hausbesitzers in seinem die Gemüther bewegenden Debut gestört wurde. —

Mit einigen sehr flüchtigen Sätzen die oberste Treppe herabspringend rannte er — von Eile und Angst ganz erblindet, auf der Hausflur gegen einen eben eintrettenden Friseur mit solcher Gewalt, daß der staubige Verschönerungs-Kommissär halbtodt an die Wand hinsank, stieß einen eben die letzten Stufen antrettenden rothhaarigen Judenbuben über die ganze Stiege vor sich her, daß der arme Schmull wie gerädert da lag, und sprang zur Hausthüre hinaus, wo er aber — von seinem Genius verlassen — einem durch das mörderische Geschrei des Hauseigenthümers in Bewegung gesezten Polizeysoldaten in die Arme rannte. —

Ein eben Vorübergehender — aufmerksam gemacht durch das Zusammenströmmen der Neugierigen, frug einen dastehenden ihm bekannten Marqueur: „was es da gäbe?"

„Nichts von Bedeutung, erwiederte Jean ganz kaltblütig, da oben hat einer mit dem Weißen karambolirt, den Rothen gemacht, und sich zuletzt auf den Blauen verloffen."

Ein gefangener Amerikaner sagte zu dem Verräther Arnold auf die Frage: was sie mit ihm gemacht haben würden, wenn sie ihn bekommen hätten? —

„Wir würden den Schenkl, welcher im Dienste des Vaterlandes verwundet worden, von deinem Körper getrennt, und das Uebrige gehenkt haben."

Pot-Pourri.

I. Aphorismen, Maximen ꝛc.

II. Länder- und Völkerkunde.

III. Dichtung.

IV. Naturgeschichte.

V. Dramaturgie.

VI. Blätter aus dem Buche der Vorzeit.

I.

Athorismen, Maximen ꝛc.

Wenn der unumstößliche Satz der Mathematik:

$$+ \,)(-)(= o$$

auf historische Charakteristik Anwendung finden dürfte, so würde manche namhafte Heldengröße aus der Geschichte verschwinden.

* * *

Der Originalgeist schöpft aus sich selbst; der Nachahmer bildet das schon Vorhandene nach; jener zeigt uns die große Natur, dieser seine Kunst: die Produkte Beider müßen sich ewig zu einander verhalten, wie das Urstück zur Copie, wie Gestalt zum Schatten, wie Wahrheit zur bloßen Wahrscheinlichkeit. — Allzu eifrige Anhänglichkeit an große Muster zeugt Kleinheit der Seele, Beugung unserer angebohrnen Kraft unter ein fremdes Joch. Selbst die glücklichsten Nachahmer befördern mehr die Ehre ihres Originals, als ihre eigne, weil sie stillschweigend zuzugeben scheinen, daß ihnen jenes unerreichbar sey.

* * *

Keine Siege sind problematischer, als die der Liebe. Die meisten Siege über weibliche Herzen sind zugleich wahre Niederlagen der Männerherzen.

* * *

Verhältnisse des Lebens bestimmen in der Regel unser Glück; die Erziehung unsere Tugenden, und die Nothwendigkeit unsere Talente.

* * *

Brillantes Kolorit in der Mahlerei, prahlendes Tongeklingl in der Musik, prunkende Diktion in der Poesie, und andere Kunstgriffe sind im Grunde nichts anders als falsche Griffe, entweder nach der Kunst, oder nach der Gunst des Publikums: man könnte sie daher auch zuweilen Gunstgriffe nennen.

* * *

Es giebt zwei Gattungen des Witzes: erstlich jener düstere sarkastische, der nur verwundende Dorngebüsche, und öde, dürre Haiden im Menschenleben sucht und findet, und weit entfernt, die Contraste des Lichts und der Nacht zu einem milden Dämmerlichte zu vereinen, sich vielmehr recht eifrig bestrebt, das Licht in der Nacht so untergehen zu lassen, daß letztere nur bleibt: Zweitens, jener Freundliche, der das Leben zum heitern fröhlichen Spiel erhebt, und dem

Schwarzen nur das Licht zugesellt, nicht umgekehrt, dem Lichten das Schwarze.

* * *

Das wahre Komische ist nur in den niedern Ständen noch zu finden. Wie sollte es auch einheimisch seyn in den höhern, wo alles nach der so liebenswürdigen geregelten Ebenmäßigkeit geschieht, wo alle Jovialität, die Mutter des Komischen, mit Ruthen gegeißelt, und verscheuet wird von dem Tanzmeister de l'Ancienne coure, der mit unerbittlicher Strenge die Grade bestimmt, nach welchen sich die Mundwinkel in Falten legen müßen, damit der zarten Linie der guten Lebensart — hier bon ton genannt — nicht zu nahe getretten werde.

* * *

Bei den Wundern, welche die Apostel verrichteten, gebothen sie der Natur und dem Geisterreiche.

Die Wunder der neuern Heiligen verschwinden, sobald die Polizei dazu kömmt.

* * *

Wäre das Hergebrachte an sich das Recht, so hätten die Cannibalen das vollkommenste Recht, Menschen zu fressen, und, wer in ihre Hände fiele, hätte die Pflicht, sich von ihnen fressen zu lassen.

* * *

Man sagt, es gäbe Regierungen, die aus Pfiffigkeit ihre Unterthanen durch das eigne Militär plagen lassen. Die Bürger sollen denken, „thun dieß die Unsrigen, was würden erst fremde Soldaten thun?“— So wird die Anhänglichkeit an das Vaterland befördert.

* * *

Wo es Secten giebt, da ist entweder noch Irrthum, oder die Wahrheit ist noch nicht ins Klare gebracht worden. Hat man jemals von Secten in der Geometrie gehört? —

* * *

Die meisten Gebethe ins Deutliche übersetzt, heißen: „Gott der Weisheit! sey so thörigt meinen Wunsch zu erfüllen.“

* * *

Man thue dem Adel keine Gewalt an. Aber über Gewalt könnte er nicht schreien, würde ein König auf einmal alle seine Bürger und Bauern als in den Adelstand erhoben erklären, und doch wäre damit aller Adel vernichtet.

* * *

Große, und Weiber erfüllen kein christliches Geboth so vollkommen, als das: Liebet eure Feinde! Und diese ihre Feinde sind — ihre Schmeichler.

* * *

Manche Menschen bedauern im vollen Ernste, daß man die Dummheiten des Mittelalters nicht gleichsam in Spiritus hängen konnte, um sie vor der moralischen Verwesung zu verwahren.

* * *

Wenn man sieht, wie durch Ausgaben des Papiergeldes, und durch gesetzloses Münzen ein augenblicklicher Vortheil erreicht wird, so erinnert man sich unwillkührlich an jenen Gascogner, der vom Thurme herunterfiel, und im Fallen rief: ça va bien, pourvu que ça dure.

* * *

Die wahren Erb- und Todsünden des Menschen sind Trägheit, Gleichgültigkeit, und jene elende Gefallsucht, die Jeden zufrieden stellen, und es mit Keinem verderben möchte; welche die geachtete Tugend, des Anstandes wegen, ehren, das mächtige Verbrechen aber nicht beleidigen will; jenes feige moralische Neutralitätssystem, das sich gerne unangefochten und wohlbehalten durch die streitenden Interessen und Partheien durchwindet. Erkannte man in Solon den großen Mann an keinem Zuge seines Lebens, oder seiner Gesetzgebung, dann würde ihn der Nachwelt schon seine Verordnung offenbaren, daß bei

innern Unruhen jeder Bürger sich für einen der kämpfenden Theile erklären solle.

* * *

Man rechnet es gewiß keinem Menschen zum Verbrechen an, wenn er ein großes Vermögen zu seinem eignen und anderer Menschen Nutzen und Vergnügen verwendet, und dennoch sind viele so sehr geneigt, es als Verbrechen anzusehen, und zu behandeln, wenn ein Mensch seinen von Gott empfangenen Verstand auf dieselbe Art anwendet.

* * *

Sinkingfonds und Rumfordische Suppen können weder die Schulden noch die Armuth vertreiben. — Unser histerisches Zeitalter kann nur durch Inoculation der Staatsweisheit mit gesundem Menschenverstande curirt werden.

* * *

„Mein Grundsatz ist, sagte Fox, daß der Staat kein Recht hat, über die Meinungen der Unterthanen, seyen es politische, oder religiöse, zu inquiriren. Nach meiner Ansicht hat der Staat blos eine Cognition über die Handlungen."

II.

Länder- und Völker-Kunde.

Hochzeitgebräuche bei den Letten.

Wenn ein paar junge Leute sich verheirathen wollen, so müssen sie erst Erlaubniß dazu vom Herrn haben, die dieser aber nicht verweigern darf, wenn nicht eine von beiden Personen zur griechischen Kirche gehört: dieß ist aber selten der Fall, da nur wenige Russen unter ihnen wohnen. Ist aber der Bräutigam, oder die Braut eines der Hofdomestiken, so kann der Herr, wenn ihm die Heirath mißfällt, sie allenfalls dadurch rückgängig machen, daß er zwar seine Einwilligung giebt, aber zugleich erklärt, daß er den Domestiken fernerhin nicht mehr am Hofe behalten, sondern in das Dorf schicken wolle, wo sie dann blosse Einwohner und Arbeiter (sogenannte Lostreiber) sind, ohne eine Handbreit Land zu ihrem Gebrauche zu haben. — Dieß geschieht oft, und nicht leicht läßt es sich ein Paar gefallen, Lostreiber zu seyn: gewöhnlich wird dann aus der Sache nichts.

Giebt aber der Herr seine Einwilligung, so geschieht es unter folgenden Ceremonien: Der Liebhaber erscheint mit einem Wortführer oder Freiwerber, welcher den Herrn um Erlaubniß bittet, einen Vogel, Schaaf oder Lamm zu suchen, und sie erhält. Die Geliebte läßt sich alsdann von dem Gesinde verstecken; der Bräutigam muß sie aufsuchen, und nachdem sie sich von ihm hat finden lassen, kehrt er mit ihr zu dem Herrn zurück, vor welchem nun das Mädchen ihr Jawort giebt, worauf dann die frohe Gesellschaft ein Frühstück mit Branntewein, der nie fehlen darf, zu sich nimmt. Doch ist dieß noch nicht genug, den folgenden Sonntag erscheint das Brautpaar vor dem Prediger, zeigt ihm den Erlaubnißschein vom Gutsbesitzer, und wird von ihm in seinen Religionskenntnissen geprüft. Darauf verlobt er es in Gegenwart einiger dazu erbettener Zeugen, welche nachher einen kleinen Schmaus erhalten.

In andern Gegenden geschieht bei den Letten die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Branntewein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung sendet er einen seiner Bekannten oder Verwandten als Anwerber, nebst einem Weibe, an einem bestimmten Tage, vor deren Ankunft alles fertig gehalten, insbesondere aber

eine große Kanne mit einer Mischung von Bier und Honig gefüllt, auch ein Gefäß mit Branntewein auf den Tisch gesetzt wird. Von Seite der Braut ist ein Führer, ein Sprecher und ebenfalls ein Weib bestellt. Sobald der Anwerber eintritt, wird sie von einem der geehrtesten aus der Kammer gebracht; unter Begleitung mehrerer Mädchen werden zwei Lichter vor und zwei hinter ihr getragen. Auf dem Kopfe trägt sie eine Krone oder Kranz, welcher die Form eines Daches hat, mit Marienglas und vielen glänzenden Flittern besetzt ist, und immerhin 3 bis 5 Rthlr. kostet.

Der Anwerber — ein tüchtiger Redner — sagt etwa folgendes: „er sey einer Spur, einem vermißten Stücke Vieh ꝛc. ꝛc. nachgegangen. Die Fährte habe ihn in dieses Haus geführt.“

Der Brautführer fragt: „was er dann suche?“

Jener antwortet: „er suche jemand zur Wäsche, zum Bleichen ꝛc. ꝛc.“

Der Führer: „suche dir eine aus, hier sind Dirnen genug.“

Der Anwerber: „Nein, gieb du mir selbst eine!“

Der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Redner von Seite der Braut hervor, und ermahnt

ihn in einer kurzen aber kraftvollen Anrede, daß er ordentlich mit ihr leben, sie ernähren, lieben wolle u. s. w. welches alles jener verspricht, worauf sie beide, der Anwerber und der Redner zur Versicherung sich die Hände reichen, zwischen welche ein Dritter mit seiner Hand einschlägt. Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt, die zwei Weiber, eine von Seite des Bräutigams, die andere von Seite der Braut nehmen die Kanne mit Honigbier und trinken: dann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Anwerber und alle Anwesende; alle geben einander die Hände, doch nicht bloß, sondern mit einem Tuche bedeckt. Die Braut wird wieder von der andern Seite des Tisches herausgeführt, ihr der Kranz vom Haupte genommen, ein Band um die Haare geschlungen, und dann bringt man sie zum Tische zurück. Nun setzt sich alles im Kreise, und läßt sich das Gereichte trefflich schmecken.

Ungefähr acht Tage vor der Hochzeit muß die Braut en persone alle weiblichen Hochzeitgäste bitten, die sie zu haben wünscht; der Bräutigam bittet die männlichen.

Sämmtliche Gäste versammeln sich frühmorgens am Hochzeittage, welcher allemal an einem Sonntage festge-

festgesetzt wird, die männlichen im Hause des Bräutigams, die weiblichen in der Wohnung der Braut. Die Brautjungfern, deren zwei auch vier sind, und die Junggesellen müssen nothwendig mit der Morgenröthe erscheinen, wenn auch mehrere der Hochzeitgäste erst zu Mittag eintrefen sollten. Nun wird gefrühstückt Suppe, etwas Fleisch, feines von geschrottenem Roggen- und Waitzenmehl gemischtes Brod und Brandwein. Gewöhnlich um 8 oder 9 Uhr, je nachdem die Gesellschaft weit von der Kirche entfernt ist, wird aufgebrochen; die Braut mit ihren Mädchen und andern Hochzeitgästen, auf kleinen Leiterwägen sitzend, von der Nationalmusik, einer Sackpfeife begleitet, und unter Vorreitung eines Hochzeitmarschalls. Dieser, ein unverheirateter Bauernbursche, mit einem Bande um den Hut, Arm, oder auf der Brust geschmückt, hat das Amt, die Gesellschaft nicht verdursten zu lassen. Um nun dieses Unglück zu verhüten, ist seine heilige Pflicht, voraus zu sprengen (wenn es anders nicht verbothen wird, welches vor der Trauung wegen Kürze der Zeit sehr häufig geschieht) aus jedem am Wege liegenden Kruge (Schenke) eine hölzerne Kanne voll Bier zu holen, diese der Braut entgegen zu bringen, und, nachdem er dreimal im Kreise herumgeritten ist, zu überreichen. — Diese trinkt, und giebt die Kanne wei-

ter. Der Bräutigam, welcher mit seinen Begleitern zu Pferde ist, vereiniget sich, wenn anders sein Weg mit Jenem zusammentrift, mit der weiblichen Gesellschaft im ersten besten Kruge, wo es möglich seyn mag, und trinkt mit ihr ein Glas des so sehr geliebten Brandweines: im entgegengesetzten Falle kommen sie erst in der Kirche zusammen.

Die Braut, in derem Hause die Hochzeit anfängt, und einen auch wohl zwei Tage dauert, hat während dieser Zeit den erwähnten Kranz abermals auf dem Kopfe, so lange, bis sie im Hause des Bräutigams gehaubt wird. Sie wird aber weder bei der Ankunft der Gäste — nach Ehstnischer Sitte — versteckt, noch beim Wegfahren verhüllt. Vielfältig wird bei Nacht gefahren, wo beim Mondlichte die Braut schon ferne durch die hellglänzende Krone erkannt wird. — Alle Verwandte der Braut reiten paarweise voraus; sie führt und sitzt ihrer Schwiegermutter, oder einer in deren Namen Bevollmächtigten, im Schooße, dem Bräutigam sowohl als der Braut werden für diesen Tag Aeltern erwählt, selbst, wenn auch die ihrigen noch leben, welche das Brautpaar zum Altare führen. Während der Trauung tritt die Braut dem Bräutigam auf einen Fuß, zum Zeichen, daß sie die Herrschaft nicht ganz verliert.

Nach vollendeter Trauung wird im nächsten Kruge zur Gratulation abermals tapfer getrunken, auch darf auf der Rückkehr keine Kneipe verschmäht werden, wo zum wenigstens Bier getrunken, in vielen auch getanzt wird.

Während der Abwesenheit wird das Hochzeithaus rein gekehrt, mit grünen Zweigen geziert, und die Thüren, durch welche die neue Frau eingehen muß festlich bekränzt. —

Gegen vier Uhr Abends, im Sommer auch später, erscheint endlich der Reisemarschall, unter fortwährendem Peitschengeklatsche am Hause der Braut, oder am Hochzeithause, um die Ankunft der Gesellschaft zu melden, und eine Kanne Bier für sie abzuholen, die er entgegen bringt, und dabei dreimal im Kreise um den Brautwagen reitet. — Ist der Zug nahe am Hause, so sprengen ein paar der Verwandten schnell voraus, um die Braut vom Wagen oder Schlitten herabzuheben.

Dieses ernstlich zu verweigern, und flugs herabzuspringen, ist eine unerläßliche Pflicht der Braut. Jene im Hause versammelten Männer, welche auf spezielle Erlaubniß des Gutsherrn ein mit seiner Chifre

bezeichnetes Feuergewehr im Hause haben dürfen, oder solche, welche als herrschaftliche Jäger zum Besitze von Feuergewehren befugt sind, setzen sich nun in Bewegung, und bewillkommen die Braut mit Freudenschüssen.

An manchen Orten ist die Sitte, daß ihr im Augenblicke der Bewillkommung von der Schwiegermutter, oder deren mandataria satis instructa die Haube aufgesetzt wird, an andern geschieht dieses erst am Abende, und zwar von der für die Braut erwählten Mutter: der erwählte Vater des Bräutigams aber bindet ihr eine Schürze um, in welche sie dann die armseligen Gaben oder Geschenke der übrigen Gäste empfängt, nachdem der Quasivater seine Gabe zuerst dargebracht hat. — Manche Schwiegermütter geben auch wohl bei der Behaubung der Braut eine Maulschelle, die diese aber sogleich ihrem Bräutigam ziemlich nachdrücklich wieder abgiebt. —

Nunmehr setzt sich das neue Brautpaar mit dem ganzen Gefolge zu Tische, wo die Braut zum erstenmal die Wirthinn vom Hause machen, Brod auftragen, und Brandwein reichen muß. Nach allgemeiner Sättigung wird die junge Hauswirthinn unter Musik und lautem Freudengeschrei zum Tanze geführt, der

bis zum Abend fortgesetzt wird. — Ist die Hochzeit am Hofe, und wird sie von der Herrschaft ausgerichtet, wie es bei den dortigen Domestiken jedesmal geschieht, so verrichtet der Gutsherr und dessen Gattinn die Ceremonie der Haubung, als eine ausgezeichnete Ehrenbezeugung. An einigen Orten wird der Braut bei dem Behauben nach Ehstnischer Art ein Kind in den Schooß geworfen. —

Die Brautkammer ist allezeit, selbst bei der grössten Kälte, die kalte Kleete (Speicher, Magazin- oder Vorrathshaus), dahin werden beide gebracht, aber nach kurzer Frist schon wieder geweckt, wo sie sogleich fertig dastehen müssen. Nun giebt man ihnen ein Gefäß mit Wasser; beide waschen sich, und werfen sich wechselweise ein Tuch zum Abtrocknen zu. Einer von den Gästen wirft sogleich das Geschirr um. In einigen Gegenden werden 2 Gefässe hingesetzt; von welchen eines der Bräutigam, und das andere die Braut umstoßt. — Der hurtigste dabei erhält das Lob eines sehr thätigen Arbeiters: auch muß der Bräutigam eine von zwei Personen wagerecht gehaltene Stange abbrechen, welches ein symbolisches Zeichen seyn soll, daß, wer zwischen den beiden Eheleuthen Uneinigkeit stiftet, eben so soll zerbrochen werden.

Eine Hochzeit dauert zwei, höchstens drei Tage; giebt aber der Bauer den armen Hochzeitschmaus selbst, so wird gewiß bis zum Donnerstage gerafet, getanzt, gefressen und gesoffen, besonders wenn es im Herbste ist, wo sie ihre meisten Hochzeiten halten, weil sie da Vorrath haben. Der Himmel weis, wie roh es alsdann hergehen mag, da man gewöhnlich dergleichen Feste nur dann zu beobachten Gelegenheit hat, wenn die Lustbarkeiten auf den Höfen gehalten werden, wo der Lette doch immer unter strenger Aufsicht stehet, und seiner sonstigen Ausgelassenheit eine tüchtige Schranke gesetzt ist. —

Türkische Miszellen.

Fuhrwerk türkischer Damen.

Die Fuhrwerke der türkischen Damen haben eine komische Gestalt. Diese Cotschy's oder Araba's sind kleine Leiterwagen, mit scharlachrothem Tuch bedeckt, und haben an den Seiten Jalousien. In der Mitte des Wagens befinden sich Oefnungen zum Ein- und Aussteigen, zu dessen Behuf hinten am Fuhrwerk eine kleine, gemeiniglich vergoldete Leiter befestigt ist. Im Wagen selbst sind rothe Polstern, auf dem die Da-

men mit einem dünnen Musselin (auf türkisch Mahramah) von oben bis an die Augen, und von unten bis an den Mund verschleiert, der Länge nach ausgestreckt liegen, und gemeiniglich aus langen schlanken Röhren von Jasminholz ihr Pfeifchen rauchen. Ein paar Ochsen ziehen den Araba, und der Kutscher, der ausserhalb des Wagenverdecks sitzt, regiert mit seinem langen Stock, der einen Stachel am Ende hat, den trägen Anspann. Oft sind bei feierlichen Gelegenheiten die Stiere mit Blumen bekränzt.

* * *

Effekt vom Innern Konstantinopels.

Das von aussen prächtige Konstantinopel (Pera nicht mit eingerechnet) erscheint dem Fremden ganz anders, wenn er das Innere der Stadt betritt. Er sieht dann unregelmäßige Plätze, findet überall enge Gassen, die mehrentheils schief und krumm, und oft sehr steil bergab gehen, die schlecht gepflastert und fast immer voll Unrath sind, um den sich eine große Menge ausgehungerter Hunde, die einzigen Strassenwächter der Hauptstadt, unter seinen Schritten beißen. Er begegnet, statt mit Pferden bespannter Kutschen, Karren, in welchen türkische Damen entweder auf die Promenade oder zum Besuch, wegen der engen Gassen,

langsam hingeschleppt werden. Wie in Kasten gepackt sitzen sie da, und begaffen durch die Jalousien an den Wagenthüren die Fußgänger, die sich von den Rädern an die Wände der Häuser pressen lassen müssen. Der Neugierige erblickt verstohlen ein paar schöne Augen, die durch zwei Schleier von durchsichtigem Nesseltuch, das nur zum Schein das Gesicht bedeckt, diebisch durchgucken. Ein Mantel, der den reizendsten Umriß anzudeuten gemacht zu seyn scheint, bezeichnet die schöne Form, und den seltenen Wuchs des jungen Weibes, das mit neugierigem Blick den Eindruck seiner Reize auf dem Gesicht des Vorübergehenden auszuspähen sucht.

* * *

Das Serail.

Das Serail, das auf das Meer von Marmora, auf den Hafen und den Bosphorus hinsieht, dieses Gemisch von großen und kleinen Gebäuden, die durch einander und ohne Ordnung gebaut, und zwischen welchen Cypressen, bald in Gärten, bald auf Terrassen gepflanzt sind, bildet ein Ganzes, das als trauriger und starkbewohnter Aufenthalt dennoch ein Ansehen von Größe und Majestät hat. Eine ansehnliche Reihe von Kanonen sind am Fuße der Mauer, die das Se-

rail umgiebt, aufgepflanzt und geben an öffentlichen Freudenfesten das Signal, oder begrüssen den Großherrn bei seinen Wasserfahrten.

* * *

Der Geleitsmann des Sultans beim Ausreiten.

— Wir ritten durch die Gassen des kleinen, am Bosphorus gelegenen Orts Begler-Bey, und schifften uns dann nach Europa wieder ein. Bei Top-hana stiegen wir ans Land, und giengen durch einen schönen Zypressenwald nach Pera zurück. Als wir dem hier gelegenen kaiserlichen Pagenkorps (türkisch Medresseh), in welchem 500 junge Leute erzogen werden, vorbeikamen, sahen wir den Sultan inkognito in einer Bosniakenkleidung (ein rother, weiter Mantel mit goldenen Agraffen) und eine zu derselben gehörige hohe schwarze Mütze auf dem Kopf, zum großen Thorwege aus dem Pagenkorps herauskommen. Nur vier Personen, die eben so als er gekleidet waren, begleiteten ihn. Einer von ihnen war der Scharfrichter, der den Großherrn immer auf seinen Spazierritten zu begleiten pflegt, damit er ihn gleich bei der Hand hat, wenn es ihm etwa einfallen sollte, irgend jemand den Kopf vor die Füsse zu legen. Von dieser schnellen Justiz braucht er weder irgend eine Ursache anzugeben, noch

Rechenschaft vor jemanden abzulegen. Dieses Recht haben sich auch zu allen Zeiten die Sultane bedient; nur Selim macht eine rühmliche Ausnahme von ihm, behielt zwar den bösen Mann bei, ohne deßwegen doch dies grausame Recht durch denselben geltend zu machen.

Beneidenswerthe Auszeichnung.

In Siam werden vornehme Personen mit scharlachrothen Tüchern erstickt, und mit Keulen von wohlriechendem Holze todtgeschlagen.

Sonderbarer Zweikampf.

Der Charakter der Grönländer hat viele gute Seiten. Sie sind gutmüthig, verträglich, offenherzig, (diese Offenherzigkeit soll sich indessen etwas verloren haben, was bei einer Nation, die zwar sonst so frei ist, als irgend eine seyn kann, aber doch unter dem Handelszwange lebt, sehr natürlich ist) munter und zufrieden. — Mit Güte kann man auf sie, wie auf jeden freien Menschen, weit mehr wirken, als mit Härte. Sie leben unter sich einig. Hader und

Zank hört man selten unter ihnen, noch seltener Schlägereien; denn die Scheu, einander zu beleidigen, ist ihnen gleichsam angebohren. Wird Jemand empfindlich beleidiget, so pflegt er seinen Gegner nicht auf die Faust, sondern zum Singestreit herauszufordern. (Freilich wurden empfindliche Beleidigungen vormals, und werden noch jetzt zuweilen mit Meuchelmord vergolten). Er verfertigt ein Lied, worin er seinen Gegner hart durchhechelt, und singt es, von seinen Freunden unterstützt, vor einer großen Versammlung ab. Der Gegner antwortet singend, ebenfalls von seinen Freunden unterstützt. Trägt der Erstere, nach dem Urtheile der Versammlung den Sieg davon, so hat er das Recht, sich das Beste von dem Eigenthum des Besiegten zuzueignen; zieht er aber den Kürzern, so giebt er sich dem Gespötte und der Verhöhnung Preis. Ihre Munterkeit äussert sich im Scherz, Gesprächigkeit und Gesänge, den sie sehr lieben. — Man muß hier aber keinen kunstreichen Gesang erwarten; ihre Lieder bestehen aus kurzen, reimlosen Sätzen mit dem bedeutungslosen Schlußreim: Amna aja, Aja aja, Ahohu, der dem eben so bedeutungslosen Trallerallera ꝛc. in manchen von unsern Volksliedern entspricht.

Beluchistan.

Jedermann erinnert sich noch des riesenhaften Einfalls von Napoleon Bonop. (vorausgesetzt, er hab ihn wirklich gehabt) mit einem Kriegsheer zu Lande in des Macedonischen Alexanders Fußstapfen nach Ostindien zu wandern. Der Argonautenzug unterblieb, war auch wohl nie im Ernste gemeint, und die Britten behielten ihr goldnes Fließ. — Die Deutschen schrieben damals viele gute Räthe, den kürzesten und besten Weg durch Asien zu nehmen. Die Engländer hingegen, welche die Sache am nächsten betraf, schrieben wenig, oder nichts; sandten aber sogleich unternehmende Männer in die unbekannten Gegenden Asiens, durch welche Napoleon hätte ziehen müßen, um den Besuch in Bengalen zu machen. Diese Kundschafter mußten die Natur der Länder, und deren Vortheile und Nachtheile für einen europäischen Heerzug erforschen. —

Malcolm gieng nach Persien, Elphinstone in das ostpersische oder afghanische Kabulistan, Smith in das Land am Sind oder Indus und Christie mit Pottinger in das unbekannte Beluchistan, welches seit den Zeiten des macedoninischen Alexanders kein Europäer mehr besuchte oder

beschrieb. — So gelangte die Welt durch ein bloßes Drohwort Napoleons zur Kenntniß von Ländern und Völkern, von denen sie seit Jahrtausenden nichts gewußt hatte. —

Beluchistan gränzt nordwärts an Kabul und Seistan, südwärts ans indische Meer, gegen Morgen an den Sind und Scherkapuhr, gegen Abend an die persischen Landschaften Kerman und Laristan; ist ohngefähr hundert geographische Meilen lang und gegen siebenzig breit. Die Einwohner dieses weiten Landstrichs, den hohe wilde Bergketten von den indischen Ebenen trennen, sind fromme Bekenner Muhameds, und ihr Fürst oder Kan wohnt in der Stadt Khelat, die auf dem Gebirg in einer Höhe von 8000 Schuh über dem Meere liegt. —

Hauptmann Christie und Statthalter Pottinger, beide im Dienst der ostindischen Gesellschaft, verkleideten sich als Pferdehändler, und reisten in das unbekannte Land. — Aller Berge ohnerachtet stiessen sie auf keinen Fluß; litten vielmehr oft Mangel an Wasser, und fanden meistens nur seichte Bäche, die von Zeit zu Zeit unter Regengüssen anschwellen. — Landstrassen fehlten ebenfalls; deren Stelle vertreten in dieser Weltgegend gewöhnlich die ausgetrockneten Betten der Waldströmen. Eben so mangelt es an Holz:

ausgenommen Gesträuche an den Ufern und Felswänden sieht man nichts Waldartiges.

Die Beluchen, den Gesichtszügen nach vielleicht Abkömmlinge eines turkmanischen oder feldschukischen Stammes, reden verdorbenes Persisch, und halten sich selbst für Kinder Arabiens, und der ersten muhamedanischen Eroberer Persiens. — Die eigendlichen Urbewohner des Landes scheinen aber die Bråhu's zu seyn, welche in kleinen Gemeinden zu höchst in den Bergen wohnen, ihre eignen Häupter haben, und sich gar nicht mit den Beluchen vermischen. Noch giebt es eine andere Gattung Einwohner, Davers genannt, die das reinste Persisch reden und Ackerbau treiben. —

Sehr gut lassen sich bei den Beluchen drei Hauptstämme oder Kasten unterscheiden. Die Naero's sind darunter der Krieger- oder Heldenstamm, Erzspitzbuben und Räuber von Haus aus, die Dörfer der Nachbarländer überfallen, plündern, verbrennen, die Heerden entführen, und sich mit der Beute auf den Kameelen wieder schnell davon machen, das ist ihnen das adlichste Gewerbe. Sie sind blutdürstig und grausam: dabey aber gegen Fremdlinge, die in ihre Dörfer kommen, die gastfreundlichsten Leuthe. — Immer steht zum Empfang der Fremden in jeder Ortschaft

ein Haus bereit; stets ein Teppich vor demselben ausgebreit, und der Ortsvorgesetzte oder Serdar hat nichts Angelegneres, als den Reisenden höflich zu empfangen, und sich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Man spielt, man raucht Tobak, kaut Opium, besucht sich einander; ißt Kuchen, Reis, Datteln, Käse, und trinkt frische oder sauere Milch dazu. —

Die Weiber, deren ein Mann soviel heirathet, als er ernähren kann, sind bei den Beluchen ganz artig; sie tragen ein graues oder weisses grobbaumwollnes Hembd, dazu seidene, oder baumwollene lange Hosen, und, wenn sie alt sind, um den Kopf ein Tuch gewunden, sonst das Haar anmuthig in einen Knoten geschürzt, nachdem es wie ein Tuch um das Haupt gewickelt war. — Oeffentlich dürfen sich die Schönen nicht zeigen. Die Männer tragen sich ohngefähr eben so: auf dem Kopfe eine seidene Mütze, oder Turban von gewürfelten oder blauen Baumwollenzeuge, und um den Leib eine Schärpfe von ähnlichem Stoffe. Im Kriege führt der Held eine gewaltige Rüstung mit sich; eine Büchse mit Luntenschloß, einen Spieß, einen Degen, einen Dolch, einen Schild ꝛc. ꝛc. Die Beluchischen Sklaven und Sklavinnen, auf Raubzügen gemachte Kriegsgefangene, werden sehr menschlich behandelt, Gliedern der Familie gleich.

Durchaus nicht so wild und so roh sind die Brâhu's, doch herzhaft, thätig, arbeitsam; meistens Hirten, klein untersetzt, stämmigt — haben mehr runde Gesichter, wie die Beluchen mehr langköpfig sind; leben auch nicht, wie diese, von ihren Frauen abgesondert. —

Der Kan zu Khelat ist Oberrichter und Kriegshaupt. Christie und Pottinger schätzen in ihrer Reisebeschreibung (Travels in Beloochistan and Sinde London 1816) seine Einkünfte auf 350,000 Rupien, oder 43,700 Pf. Sterl. Er behauptet ein Kriegsheer von 120,000 Mann zu besitzen, einem seiner fürstlichen Nachbarn gab er sogar einmal in morgenländischer Hochtrabenheit die Menge von 250,000 Mann an. Wenn man aber die unermeßlichen Sümpfe, die weiten Wüsten, die rauhen Berge, die seltnen Dörfer oder Städte seines Landes sieht, so sollte man meinen, er habe Noth 50 — 60,000 Krieger aufzubringen.

Wie jedes Dorf seinen Vorsteher, so hat ein ganzer Bezirk oder ein großer Gau wiederum sein Oberhaupt oder Jâm, das den Kans-Namen führt. Gewöhnlich ist das größte Dorf der Wohnsitz des Kans, und drum ganz, oder auch zum Theil mit schlechten Erdenwällen umgeben. So fanden diese

schrei-

schreibenten Kundschafter, als sie im Jänner 1810 in der Hafenbucht des indischen Dorfes Sonmini (sie scheint der Beschreibung Arrians nach Alexanders Hafen gewesen zu seyn, wo sich Nearchos Flotte sammelte) gelandet hatten, im Innern des Landes die Stadt Bela, mit ohngefähr 2,000 Häusern; tiefer hinein die Stadt Kosdar mit ohngefähr 500 Wohnungen in einem Thale, welches Mandeln, Trauben, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche ꝛc. ꝛc. in den Gärten der Einwohner hervorbringt.

Endlich erreichten sie auch Khelat, oder die Stadt. Sie liegt in einem wohlangebauten engen Thal, das etwa drei englische Meilen breit, acht Meilen lang, und fast ganz mit Gärten angefühlt ist. Khelat ist auf 3 Seiten mit Mauern umgeben, durch welche drei Thore führen. An der vierten Seite steigt eine schroffe Felswand auf; droben liegt der Pallast des Mahmud-Kan, des Hauptes von Khelat, des Fürsten von Beluchistan. — Innerhalb der Stadtmauern mögen etwa 2500, außerhalb derselben ohngefähr 1400 Häuser stehen. Die Strassen sind breit; auf den Seiten für Fußgänger bequem gemacht; in der Mitte von einem bedeckten Kunstgraben durchflossen, der alle Unreinigkeiten abführt. — Fleisch, Gemüse, und andere Lebensmitteln findet

man täglich frisch in billigen Preisen feilgebothen. Die Stadt liegt hoch im Gebirg, wie schon früher gemeldet worden, daher ist der Winter ziemlich rauh. Nach den Beschreibungen der Engländer muß im Hornung die Kälte selbst zur Mittagszeit gegen 10 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt gewesen seyn.

Von Khelat nahmen die Wanderer, überall gastfreundlich genug empfangen, ihre Richtung nach Kandahar durch wilde Bergschlünde, und weitläufige Einöden. Das Land besser zu erkundschaften trennten sie sich, und nahmen verschiedene Wege. Pottinger, der gegen die Abendgränzen Beluchistans reisete, mußte durch eine ungeheuere kahle Sandwüste, mit Steppenland abwechselnd, pilgern. Er schätzte die Wüste 300 englische Meilen lang, 200 Meilen breit. — Am Ende der Wüste kam er in das enge liebliche Thal Mukran zum Dorfe Kullugan. Hier ist ein kleiner, häßlicher aber kräftiger Menschenschlag, ein wildes räuberisches Volk.

Je weiter der Wanderer vordrang, je reicher fand er das Land wieder bevölkert, zum Theil auch besser angebaut. So kam er nach Persien, durch Kerman, Schiras nach Ispahan, wo er seinen Gefährden Christie wieder fand.

So schätzbar diese Entdeckungsreise immer seyn mag, muß man doch bedauern, daß sie von Männern angestellt wurde, die ohne die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Werkzeuge sich auf den Weg machten. Das ist fast immer der Fall bei den Britten. Sie haben nur ihren Handel im Auge: die Erweiterung der Wissenschaften kommt selten in Anschlag. Welche Entdeckungen hätten hier Männer, wie die Humbolds, die Forster, die Seetzen in den unbekannten Gefilden machen können! Wie dürftig ist noch alles, was Pottinger zu erzählen weis! Wie viel hätte die Welt durch Alexander Makenzies kühnen Zug im nördlichsten Amerika, oder durch des unwissenden Mungo Park Reisen erfahren können! — Wie gering war im Ganzen die Ausbeute von allen ihren Anstrengungen! — !

Reminiszenz.

Unaussprechlich angenehm bin ich durch Cerdon von Genf bis hierher überrascht worden. Ich wußte nichts davon, daß ich hier Gegenden sehen würde, welche alles, was ich in der Schweiz erblickte, weit hinter sich lassen. Jedermann reist in die Schweiz, und sagt sein Wörtchen darüber, und meint, nun

habe er das Herrlichste bewundert, was die Natur zur Schau gestellt; aber sicher würden die meisten gleich mir staunen, wenn sie nun ihren Weg nach Lyon fortsetzten, wenn sie durch das Fort Ecluse sich durchwänden, wo zwischen der rauschenden Rhone und dem gethürmten Felsen jeder Eidechse der Weg verschlossen scheint; wenn sie die wilden, fürchterlich romantischen, schroffen Klippen sähen, von welchen in kleinen, kaum hundert Schritt weiten, Entfernungen, die Wasserfälle bald stürzen, bald tröpfeln, oft auch nur durch die Steine schwitzen, und ganze Berge mit einem flimmernden Glanze überziehen. So windet man sich bis in die Gegend von Avranchy, und sieht immer unter seinen Füßen die tausend Krümmungen des murrenden Rhoneflusses, der vergebens seinen Schaum zu den zahllosen Weinbergen hinaufzuspritzen strebt; bis er endlich brüllend in eine grundlose Felsenschlucht stürzt, und — ganz von der Oberfläche der Erde verschwindet; dreihundert Schritt weiter bricht er mit Ungestüm wieder hervor, um aufs neue seiner Braut, der Saone, entgegen zu eilen. Die Strecke Landes, unter der er tief im Schooß der Erde fortrollt, ist oben mit ausgewaschenen und durchlöcherten Felsenstücken bedeckt; denn in der Regenzeit ist das Grab, welches den Rhonefluß verschlingt und wieder ausspeit, zu klein, um alle seine Ge-

wässer zu verschlucken; sie wälzen dann zum Theil sich oben fort, und so laufen zwei Flüsse über einander, nur durch eine dünne Felsenschicht geschieden. — Sie fahren weiter, und glauben jeden Augenblick, das Ende des Weges vor sich zu sehen; aber dort, wo die Felsen sich zu schließen scheinen, krümmt sich plötzlich der Pfad zwischen ihnen hindurch, und eine neue romantische Welt öffnet sich ihren erstaunten Blicken: bald ist es ein kleiner See, der einem Erdfall gleicht; bald sind es schroffe Felsen, an denen unbegreifliche Fußsteige sich hinaufwinden, und wo Sie zwischen bizarr gethürmten Steinmassen, der Natur einen Weinberg abgetrotzt sehen; bald sind es einsame Mühlen an Klippen gelehnt, von welchen sich Wasserfälle auf die Dächer herabzustürzen scheinen. Von ununterbrochenem Staunen gefesselt, gerathen Sie so bis in die Gegend von Nantua, in ein Thal, welches ich das Thal der Verzweiflung nennen möchte. Etwas so wild Schauerliches sah ich nie. Die einzelnen zerstreuten Häuser scheint irgend ein Robinson erbauet zu haben, der in der großen Welt Schiffbruch litt. Hier, wie auf Novazembla, ist die Sonne im Winter nicht sichtbar: die schwarzen nackten Felsen wölben sich zum Kerker, kein Vogelgesang mischt sich in das Rauschen der Quellen, die von den Klippen herabschäumen, und kühle Moräste

umschließen die kleinen Ankerplätze, die der mühsame Fleiß des Menschen der wilden Natur abgebettelt hat. — Doch siehe, eine abermalige Krümmung des Weges, und plötzlich sind Sie mitten in Nantua, einem freundlichen Städtchen, trotz den Felsen, die über allen Häusern hervorragen.

Statistische Uebersicht der europäischen Staaten.

(nach Vereneux und Frièville.)

Der Flächen-Inhalt von Europa beträgt 153,529 geographische Meilen, oder 1/16 des Flächen-Inhaltes des gesammten Kontinnents der Erde. — Seine Bevölkerung wird auf 180,000,000 geschätzt, was im Durchschnitte 1177 Einwohner auf die Q. Meile machen würde. — Diese Bevölkerung ist sehr ungleich vertheilt, während z. B. in den Niederlanden 4550 Einwohner auf 1 Q. M. treffen, rechnet man in Norwegen nur 118, in Rußland nur 447 auf die Q. M. ꝛc.

Europa wird von 17 verschiedenen Stämmen bewohnt:

1. Völker, welche Tochtersprachen der lateinischen reden (in Italien, Spanien, Frankreich, Portugal, Wallachei ꝛc.) in Gesammtzahl 61,000,000.

2. Völker deutschen Ursprungs, in Deutschland (mit ihren Töchtern in England, Dänemark, Norwegen, Schweden, den Niederlanden ꝛc.) 54,000,000.

3. Slaven (in Rußland, Polen, Böhmen und in andern Staaten zerstreut) 46 Mill.

4. Völker, welche die celtisch-gallische Sprache reden (in Nordschottland und Irrland) 3,720,000.

5. Völker welche die türkisch-tartarische Sprache reden 3,500,000.

6. Magyaren 3,250,000.

7. Griechen 2,100,000.

8. Finnen (in Finnland, Lappland, bei den Esthen Liven ꝛc.) 1,800,000.

9. Völker, welche die Kimrische Sprache reden (Wales, Nordwest-Frankreich) 1,610,000.

10. Völker, welche die Baskische Sprache reden (auf beiden Seiten der Pyrenäen) 630,000.

11. Arnauten, oder Albaneser (an des adriatischen Meeres Ostküste) 300,000.

12. Malteser, die eine aus neugriechischen, italienischen, französischen und arabischen Wörtern zusammengesetzte Sprache reden 80,0000.

13. Circaßier 8000.

14. Samojeden 2100.

15. Juden 2,061,000.

16. Zigeuner 340,000.

17. Armenier 150,000.

Katholiken giebt es in Europa 100,000,000.

Protestanten von verschiedenen Konfessionen 42 Mill.

Griechen aller Secten 32 Mill.

Mennoniten 240,000.

Methodisten 190,000.

Unitarier 50,000.

Quäcker 40,000.

Herrnhuter 40,000.

Mahomedaner 2,630,000.

Juden 2,061,000.

Die einzelnen Staaten Europa's, nach ihrem Flächen-Inhalte — ihrer Bevölkerung, und nach dem Steuer-Antheile eines jeden Individuums an den

Staatslasten — klassifizirt, stehen beiläufig in folgender Rangordnung:

a. Nach dem Flächen-Inhalte:

Rußland,
Schweden,
Oesterreich,
Frankreich,
Türkei,
Spanien,
Großbritanien,
Preußen,
Deutsche Bundesstaaten (ohne Oesterreich und Preußen),
Dänemark,
Neapel,
Sizilien,
Portugal,
Sardinien,
Niederlande,
Schweitz,
Päbstliche Staaten,
Toskana, 2c.

b. Nach der Bevölkerung:

Rußland,
Frankreich,

Oesterreich,
Großbritanien,
Deutsche Bundesstaaten (ohne Oesterreich und Preußen),
Spanien,
Preußen,
Türkei,
Neapel,
Sizilien,
Niederlande, ꝛc.

c. Nach den Einkünften:
Großbritanien,
Frankreich,
Rußland,
Oesterreich,
Deutsche Bundesstaaten (ohne Oesterreich und Preußen),
Niederlande,
Preußen,
Spanien,
Türkei,
Portugal,
Neapel,
Sizilien,
Sardinien,
Schweden, ꝛc.

d. Nach dem Steuer-Antheile:

England 52 fl. 17 Cent.
Niederlande 28 fl. 5 Cent.
Frankreich 19 fl. 19 Cent.
Deutsche Bundesstaaten (im Durchschnitte) 16 fl. 6 Cent.
Rußland 15 fl. 83 Cent.
Dänemark 14 fl. 60 Cent.
Oesterreich 11 fl. 68 Cent.
Türkei 9 fl. 9 Cent.
Schweitz 5 fl. 47 Cent.

Entehrende Kriecherei.

Johnsons Jorney erzählt uns unter andern: „In Teheran beschäftigten mich die Bäder und eine Audienz beim Schach. Die Anrede, mit welcher der Chargé d'affaires mich Sr. Majestät vorstellte, war im Ausdrucke der kriechendsten Armuth und Sklavenunterwürfigkeit folgende:"

„Dieser Mann, o König der Könige! ist sein Leben lang sehnsüchtig darnach gewesen, den Staub von Eurer Majestät Füßen zu berühren, und der heutige Tag ist für ihn ein neuer Anfang seines Lebens.

Er blickt auf alle seine vorigen Lebenstage als auf ein Nichts zurück, und ist stolz auf die von E. Maj. o König der Könige ihm wiederfahrende Ehre."

Der gefrorne Speisemarkt zu St. Petersburg.

Für einen Fremden ist der Anblick des Speisemarkts in St. Petersburg in den Wintermonaten sehr auffallend. Man sieht Thiere zu Tausenden in Piramiden aufgeschichtet. Die Kühe, die Schafe, die Schweine, das Geflügel, die Fische, die Butter und die Eier, alles ist so hart wie Stein. Besonders schön sehen die gefrornen Fische aus; sie behalten ihre ursprüngliche Farbe und haben die Halbdurchsichtigkeit der weissen Wäsche. Weniger angenehm ist hingegen der Anblick der vierfüßigen Thiere, denen allen die Haut abgezogen ist; theils wegen ihrer großen Anzahl und theils wegen ihrer sonderbaren Stellung. Jedes Thier steht auf seinen Hinterfüßen, als wenn es über das benachbarte springen wollte. Schrecklich wird der Anblick, wenn man den Tod einer so unzählbaren Menge abgezogener Thiere bedenkt. Das Fleisch derselben ist so hart, daß es der Verkäufer, wenn er es unter die Käufer theilt, mit einem gro-

ßen Beil zerhauen muß; dabei giebt es ein Geräusch, als wenn man Holz oder Steinkohlen zerhaut. Die auf diesem Markte feilgebotenen Lebensmittel werden bisweilen mehrere tausend Werste unter Moskwa heraufgebracht. Archangel und noch entferntere Provinzen bringen auch ihren Antheil auf Schlitten herbei. Da der Markt nicht lange dauert, und alles in Ueberfluß vorhanden ist, so sind die Waaren wohlfeiler als zu andern Zeiten des Jahrs. Man bringt sie in die Keller, wo sie sich lange halten, und jeder kauft beim Anfang des Wintes seinen Fleischbedarf für die ganze kalte Jahrszeit. Auf diesem Markt sieht man zu gewissen Stunden die ganze schöne Welt der Hauptstadt vereinigt. Man erblickt nicht selten unter der Menge Neugierige von der kaiserlichen Familie bis zur Kammerfrau. Die Anzahl der Schlitten der Käufer und Verkäufer ist unzählbar. In der ganzen Welt giebt es kein Schauspiel, das man mit diesem vergleichen kann.

Ein außerordentliches Talent.

Die Einwohner der Insel Teneriffa besitzen nach der Erzählung mehrerer Reisenden ein so großes Talent mit dem Munde zu pfeifen, daß man es fünf

englische Meilen weit hört. Ein Engländer behauptet, daß, wenn sie in einem Zimmer pfeifen, alle Anwesende Gefahr laufen, taub zu werden; er selbst sei einmal mit Einem von ihnen, der dieß Talent in einem vorzüglichen Grade besessen, zusammen gewesen, und er habe vierzehn Tage lang nicht mehr recht gehört, so heftig sei sein Trommelfell durch dieses Pfeifen erschüttert worden.

Bevölkerung und Viehstand der siebenbürgischen Militärgränze im Jahr 1812.

Im Bezirke des ersten Szekler Infanterie-Regiments zählte man 32,995 Einwohner, worunter 16,010 männlichen und 16,985 weiblichen Geschlechts. Der Viehstand betrug 1486 Pferde, 15,049 Stücke Rindvieh, 11,557 Schafe und Ziegen. Im Bezirke des zweiten Szekler Infanterie-Regiments waren 29,453 Einwohner, darunter 14,842 männlichen und 14,611 weiblichen Geschlechts. Der Viehstand betrug 3313 Pferde, 11,816 Stücke Rindvieh, 5479 Schafe und Ziegen. Im Bezirke des ersten Wallachen-Regiments fanden sich 23,296 Einwohner, worunter 11,356 männlichen und 11,940 weiblichen Geschlechts.

An Vieh zählte man 2762 Pferde, 16,405 Stücke Rindvieh und 19,620 Schafe und Ziegen. Im Bezirke des zweiten Wallachen-Regiments fanden sich 31,134 Einwohner, darunter 15,040 männlichen und 16,094 weiblichen Geschlechts. Der Viehstand betrug 2587 Pferde, 19,058 Stücke Rindvieh und 38,970 Schafe und Ziegen. Im Bezirke des Szekler Husaren-Regiments zählte man 20,937 Einwohner, darunter 10,773 männlichen und 10,164 weiblichen Geschlechts. Der Viehstand betrug 4201 Pferde, 11,272 Stücke Rindvieh und 10,429 Schafe und Ziegen. Die Population der ganzen siebenbürgischen Militärgrenze bestand also in 137,815 Seelen, worunter 68,021 männlichen und 69,794 weiblichen Geschlechts. Der Viehstand in 14,349 Pferden, 37,600 Stücken Rindvieh und 86,055 Schafen und Ziegen.

Fünffingergericht und Kumiß der Baschkiren.

Das liebste Getränk der Baschkiren ist im Sommer Kumiß oder gesäuerte Pferdemilch, das so wohlschmeckend, geistig und nahrhaft ist, daß sie munter und fett, und, weil sie es im Uebermaaße genießen, betrunken davon werden. Sie verdünnen

nämlich die frische Stutenmilch mit Wasser, setzen einen Theil saure Kuhmilch hinzu und bringen das Ganze dadurch in Gährung. Alsdann bedecken sie es mit einem dicken Tuche, und stellen es an einen warmen Ort hin, wo es sich mit einer Haut überzieht, die so oft durchgerührt wird, bis alles eine gleichförmige Flüssigkeit ist. So zubereitet, wird der Kumiß in ledernen Schläuchen aufbewahrt. Uebrigens wird die Milch nie durchgeseigt, sondern Haare und andere Unreinigkeiten werden mit den schmutzigen Fingern heraus genommen. Ihre Lieblingsspeise bei ihren Gastmahlen ist das Fünffingergericht. Dieses wird von Schaffleisch bereitet, welches Einer dem Andern mit seinen Fingern in den Mund streicht, der es so gierig verschlingt, als ob er des Andern Hand mit verschlingen wollte. Ist ihm die Portion zu stark, so speiet er einen Theil davon in seine eigene Hand, und bringt es zum Zweiten zum Mund. Natürlich sind sie auch starke Fresser, denn 15 Pfund Fleisch und ein Eimer Kumiß ist bei vielen für eine Mahlzeit nicht viel über das Nothdürftige. So lange die Baschkiren Lebensmittel haben, öffnet sich ihr Kumißschlauch Jedermann; daher die Mannsleute von Jurte zu Jurte gehen, und unter Plaudern und Schreien einen Schlauch nach dem andern ausleeren. Bei einem solchen Gelage wird dann von Musikanten

mit

mit Schalmeien, Flöten von Krautstengeln, und Brummeisen Musik gemacht, und dazu singen sie Lieder von ihren alten Helden und ihren Pferden, tanzen dabei und ahmen entweder Thierbewegungen und Thierstimmen nach, wie in dem Froschhopfer, oder drücken zugleich durch Bewegungen ihre Empfindungen und Gedanken aus. Außer solchem pantomimischen Tanze nehmen sie auch ernsthaftere Zeitvertreibe vor, als Wettrennen, Ringen, und vorzüglich Zielschießen mit Pfeilen, wobei oft das Ziel ein Baschkire selbst ist, der in einer gewissen Entfernung durch seine geschickten Bewegungen den Pfeilen auszuweichen versteht; dieß gleicht dem Tanze nackender Jünglinge unter unsern Vorfahren zwischen geworfenen Lanzen. Frauenzimmer werden bei diesen Schmäusen nicht geduldet, dürfen auch nur von fern ihren ritterlichen Uebungen zusehen. Die Baschkiren haben selten mehr als zwei Weiber, weil sie dieselben für 15 bis 200 Stück Vieh kaufen müssen. Des Kumisses wegen werden ihre Hochzeiten nur im Sommer angestellt, wobei jederzeit zu ihrem Fünffingergericht ein Pferd geschlachtet wird. Bei der Trauung schenkt der Mule, oder Priester, dem Bräutigam einen Pfeil mit den Worten: „sey tapfer, ernähre und vertheidige dein Weib!" Ihre Leichen binden sie auf Bretter, und hängen sie zwischen zwei Pferde;

auch begleiten sie dieselben zu Pferde. Es versteht sich, daß sie solche Feierlichkeiten, wie auch bei andern Nationen Sitte ist, sehr zweckmäßig mit einem Schmause beschließen.

Ehescheidungsprozesse der Tscherkesen.

Die Ehescheidung ist bei den Tscherkesen von doppelter Art; — entweder trennt sich der Mann von seiner Frau in Gegenwart einiger Zeugen, indem er ihren Eltern den Kalim läßt, und dann kann sie sich wieder verheirathen; oder er sagt ihr blos, daß sie von ihm gehen sollte, und dann hat er das Recht, sie nach einem Jahre wieder zu nehmen. — Geschieht dieses aber binnen zwei Jahren nicht, so begeben sich der Vater von der Frau, oder ihre Verwandten zu ihm, und beendigen die wirkliche Scheidung, worauf sie einen andern Mann nehmen darf. —

Der Mann kann, ohne die guten Sitten zu beleidigen, seine Frau am Tage niemals öffentlich besuchen. Gemeine Leute leben indessen, wenn die Frau schon alt wird, öffentlich mit ihr zusammen.

Häuser aus Wasser.

Im Spanischen Amerika, 30 Meilen von Lima um die Villa Guancavelica herum, entspringen heiße Quellen, deren Wasser von selbst zu Stein werden soll. — Ihr Wasser, welches zwar klar, jedoch dicht, salzig, und von häßlichem Geschmack ist, verbreitet sich über das umliegende Land, und erhärtet zu einem theils lichtaschgrauen, theils weißgelblichten Steine, wovon jener Fetter als dieser ist. — Man bedient sich dieses Wassers zum Bau, indem man es in Formen aufhängt, und hart werden läßt. Der größte Theil von Guancavelica ist damit gebaut, und die meisten Bilder in den Kirchen zu Lima sind aus diesem Materiale geformt. —

Wahrscheinlich führen diese Quellen viel Erde aufgelöst mit sich, die sich nach und nach absetzt und versteinert, indeß das wenigere Wasser verdunstet.

Die heldenmüthige Inguschin.

Ein Ingusch (Bewohner des Kaukasus) brachte ein junges Mädchen seines Landes nach Endery zum Verkaufe. Ein Jude aus Schirwan both 240 Rubel

in persischen Stoffen dafür, und der Handel ward abgeschlossen. Kaufer und Verkaufer entfernten sich einen Augenblick, um die Stoffe zu besehen, da sagte die Unglückliche zu den Umstehenden:

„Ich bin eine arme Waise, die jedes Verächtliche ungestraft beleidigen kann. Mein Führer hat mir die Ehe versprochen, nun verkauft er mich, um seidne Kleider zu bekommen; aber diese Kleider soll er nimmermehr tragen.“

Mit diesen Worten gieng sie in einen naheliegenden Garten, und erhieng sich an einen Baum.

Das Schlafgemach des Königs von Dahomey in Afrika.

Ich ward, so erzählt Dalzel, zu dem kranken König Ahadi von Dahomey gerufen. — Der Weg zur Thüre seines Schlafgemachs war mit Menschenschädeln ausgelegt. Jetzt trat ich in das Gemach; es war rund, hatte ungefähr 18 Fuß im Durchmeßer, ein kegelförmiges, mit Schilf bedecktes Dach, und weiß angestrichene Thonwände. Die Matratze und das Bettgestell war von europäischer Manufaktur, die Umhänge von Zitz. Die Meublen bestanden in ei-

nem kleinen Tische, einer Kiste, und einigen hölzernen Stühlen, und der Fußboden war mit einem alten Teppich belegt, der mir früher als Pferdedecke diente, und den ich einige Monate vorher an den König verkauft hatte.

Das ganze Gebäude (das einen Theil des königl. Pallastes bildet) war mit einer 3 Fuß hohen Mauer umgeben, die oben mit Kinnbacken von Menschen verziert war.

Proklamation eines afrikanischen Fürsten an sein Volk beim Antritt seiner Regierung.

Liebe, getreue! Meine in Gott ruhenden Vorfahren haben beim Antritte ihrer Regierung immer gesagt, was sie alles thun wollten. Da sie es aber nicht gekonnt, haben sie schlechten Dank gefunden. Darum will ich euch lieber sagen, was ich Alles nicht thun will. Vielleicht seyd ihr dann eher mit mir zufrieden. — —

Vor allen Dingen sollt ihr also wissen, daß ich euch nicht glücklich machen will. Das müßt ihr euch selbst machen, soweit es Sterblichen beschieden ist. Ich will euch aber auch nicht unglücklich machen.

Darum will ich euch nicht vorschreiben, was ihr essen und trinken, und wie ihr euch kleiden sollt. Jeder mag sich dabei nach Lust und Belieben, und nach seinen Geldbeutel richten.

Ich will euch nicht vorschreiben, was ihr denken und glauben sollt; denn ich kann es doch nicht erzwingen, daß ihr etwas anderes denkt und glaubt, als was ihr eben denkt und glaubt. —

Eben so wenig will ich euch vorschreiben, was ihr reden, schreiben und drucken sollt oder nicht sollt. Jeder möge verantworten, was ihm in dieser Hinsicht zu thun beliebt; und wenn etwa Jemand von mir etwas Böses sagen solle, so sey es ihm hiemit im Voraus verziehen.

Ich will ferners keine geheime Polizei haben, und auch der öffentlichen nicht erlauben, sich in Dinge zu mischen, die ihr nichts angehen. Am wenigsten soll sie eure Briefe erbrechen, und euch mit Kundschaften umgeben, um alle eure Schritte und Tritte zu belauren.

Ich will auch keine Truppen zum blossen Vergnügen halten, und die Vertheidigung des Vaterlandes keinen Söldlingen, sondern nur einer tüchtigen

aus eurem eignen Schoose hervorgegangenen Landwehr anvertrauen. —

Ich will keinen Krieg unnützer Weise und aus Eroberungslust beginnen; obgleich unser Land nicht sehr groß, und nicht allzu fruchtbar ist, so giebt es uns doch, was wir bedürfen, wenn wir fleißig und mäßig sind.

Auch will ich euch keine Gesetze geben, als die ihr euch selbst geben möchtet. Darum werde ich die von mir oder meinen geheimen Räthen entworfenen Gesetze nicht eher zur allgemeinen Nachachtung bekannt machen, als bis sie von erfahrnen Männern, die ihr aus eurer Mitte dazu gewählt habt, geprüft und gebilliget worden.

Gleichermassen will ich keine Abgaben von euch fodern, bis eben solche Männer die Nothwendigkeit derselben zum Staatsbedarfe anerkannt haben.

Ueberhaupt will ich euch so wenig als möglich regieren, damit ihr euch selbst soviel als möglich regieren lernt.

Ich will also — mit einem Worte — weder euer Vater noch euer Herr seyn; denn als Kinder seyd ihr mir zu groß, und als Sclaven zu gut.

Wollt ihr aber eins von beiden lieber als freie Bürger seyn, so würde ich mich schämen, euer König zu heissen.

Fragment aus dem Schreiben eines jungen Franzosen aus Montreal in Amerika.

— — — Ich befand mich in einem Nachen von Baumrinde; zwei Abenukis aus Nieder-Canada waren meine Führer. Schon hatten wir den sogenannten großen Sprung von St. Lorenz, der sechs Meilen lang ist, glücklich überwunden, als uns dennoch das Unglück traf, auf eine Klippe zu stossen, und zu scheitern. Der erste Schnee war bereits gefallen; wir waren ohne Beil und irgend ein Hülfsmittel, um Feuer anzumachen; unser Mundvorrath bestand aus einigen rohen Fischen, die wir gefangen hatten. So elend ausgerüstet, beschlossen wir, gegen Süden zu marschiren, und, um nicht zu irren, den Fluß zur Linken immer im Auge zu behalten. Vor Frost erstarrt, von Hunger gequält, von Müdigkeit erschöpft, hatten wir den dritten Tag dieser mühseligen Reise angetreten, und unser letztes Stück Fisch war aufgezehrt, als wir mit Entzücken

zwischen fernen Bäumen Rauch erblickten. Wir krochen eilig darauf zu; es war ein Dorf, einem Stamme Mohawks gehörig. Sobald meine Gefährten so nahe gekommen waren, daß sie sich vernehmlich machen konnten, kauerten sie sich am Fuß eines Baumes nieder, und fiengen, den Sitten gemäß, zu verschiedenen Malen an zu heulen. Auf diesen Schrei der Noth eilten sogleich einige Einwohner herbei, und sagten trotzig: Steht auf! wir gehorchten. Folgt uns! wir folgten, und wurden im Dorfe an drei verschiedene Familien vertheilt. Mich quartierte man bei einem alten Mann ein, der eine Art von Oberhaupt (Sachem) war. „Wer du auch seyst,“ mit diesen Worten empfieng er mich, „und woher du auch kömmst, sey willkommen! Hörst du, setze dich auf diese Bärenhaut, wärme dich, iß.“ — Ich sagte ihm, ich käme von Katavakay, und wolle nach Montreal. „Die Erde ist weiß und hart, der Fluß geht mit Eis; du kommst nicht nach Montreal, ehe die Sonne wiederkehrt. Lege deine wenigen Kleider bei Seite, kleide dich in die unsrigen; man wird dich darinn lieber sehen.“ — Ich drückte ihm die Hand zum Zeichen der Einwilligung. Zwei Weiber (Squaws) Schnitten mir die Haare ab, und mahlten meine Augenbraunen; eine dritte brachte mir neue Kleider. Kaum hatte ich mich einige Wochen an

Tracht und Wohnung gewöhnt, so befand ich mich sehr wohl dabei. Ich gieng mit den übrigen Morgens und Abends zum Fischen auf das Eis, in welches wir Löcher machten; ich bildete mir nicht wenig ein, wenn ich durch einen glücklichen Fang den Kessel meines Wirthes füllen half. Ausserdem hatten wir Patatten und Mais im Ueberfluß; denn dieser Stamm hatte den christlichen Glauben angenommen, und war dadurch vorsichtiger und fleißiger geworden, als die übrigen. Ich machte mir ein Buch von der innern sehr weissen Rinde eines Baumes, worauf ich alle Worte ihrer Sprache schrieb, deren Bedeutung ich errieth, und diese Bemühung gefiel ihnen sehr. Bald kam ich so weit, mich im Hause verständlich machen zu können; der Alte sprach ohnehin so ziemlich Französisch. — So verfloß die Zeit ohne lange Weile. Im Januar sah ich einen Menschen von einer Riesengestalt anlangen, der mit Pelzwerk und gefrornem Fleische beladen war. Es war der Schwiegersohn des Alten, der Mann der jungen Frau, die mir die Haare verschnitten hatte. Ich merkte bald, daß er das Mohawk'sche eben so schlecht sprach, als ich, und erfuhr, er sey von einem andern sehr entfernten Stamme, und vor vielen Jahren von den Mohawks auf einer Streiferei gefangen worden. Als man ihn in das Dorf, und folglich zum Tode

führte, erbarmte sich seiner eine Tochter des Alten, deren Mann vor Kurzem ertrunken war, und dessen Stelle sie jetzt durch den kraftvollen Fremdling ersetzte. Er war einer der geschicktesten Jäger, wie man schon aus der Menge von Fleisch und Pelzwerk abnehmen konnte, das er mit sich schleppte. Schon einige Jahre hatte er sich unter den Mohawks aufgehalten, als seine erste Frau, ihm unwissend, in das Land kam, seinen Aufenthalt erspähte, und sich an die Aeltesten wandte, um ihren Mann zurückzufordern. „Dergleichen, sagte der Alte, war noch nie bei uns geschehen.“ Man sandte Worte hierher, wir schickten andere Worte wieder zurück. Darüber verfloß die ganze Schneezeit, und mein Schwiegersohn wußte immer nichts von den Unterhandlungen. Die Missionarien mischten sich sogar darein. Endlich wollten wir in Gemeinschaft beschliessen, was Recht sey, und Nisuassu, Oberhaupt des Stammes Maskinonsche, zündete in seinem Dorfe das Feuer der Berathung an; alle Greise und Sachems wurden dazu eingeladen. Das Urtheil fiel folgender Gestalt aus: „an dem Tage, da Penaumpuhu (so hieß mein Schwiegersohn) gefangen wurde, sollte er auch, der alten Sitte gemäß, hingerichtet werden; aber da Kippohita (meine Tochter) ihn zum Mann genommen,

hat sie ihm ein neues Leben geschenkt, und für seine erste Frau bleibt er todt. — Diese war eine Zeitlang in Verzweiflung über das Urtheil, bis sie endlich durch einen wackeren Krieger von Ooiskany getröstet wurde, als dessen Weib sie lange und glücklich lebte. Die heldenmüthige Liebe aber, mit welcher sie eine so lange und beschwerliche Reise ganz allein unternommen hatten, erweckte die Bewunderung mehrerer Kolonisten, unter andern des Sir William Jounsen; sie erhielt ansehnliche Geschenke, und war die erste unter uns, die eine Kuh, Milch, Brod, Fleisch und ein Federbett hatte." — Ich fragte nach dem Namen des wackern Weibes, um ihn in mein Buch und in mein Herz zu schreiben; sie hieß Neyou-Wega.

III.

Dichtung.

An die Natur.

Die du blühest in nie veraltender Schöne!
Mutter der Blumen und alles lebendigen Mutter,
O Natur! Du herzerfreuende Göttin!
Einsam sproßt' ich in deinen heiligen Armen
Still und einsam empor, ein fröhlicher Knabe:
Deiner säuselnden Lüfte spielende Wellen;
Hüpften um meine schuldlose junge Brust,
Und das große Sonnen-Auge blickte
Göttlich gnädig auf dein frommes Kind.

O wie war mir so wohl im blauen Aether!
Unter den Blumen, an den reinen Quellen!
Auf der wilden Freiheit umstürmter Gebirge
Und in der heiligen Schatten-Nacht rauschender Wälder,
O wie war mir so wohl!

Kunde kam mir, süße Kunde,
Von der Menschen großem Streben,
Von dem Ruhme kühner Thaten,
Von der Liebe Götter-Traum.

Da verließ ich meine Blumen,
Meine Felsen, meine Wälder,
Meiner Jugend freie Spiele —
Zu den Menschen gieng ich hin.

Und ich fügte mich geduldig,
Denn sie lehrten vieles Große
Von den Thaten alter Zeiten,
Nannten theure werthe Namen,
Zeigten mir gepries'ne Helden
Götterähnliche Gestalten,
Welche frei durchs Leben schritten
Und mit frischen Lorbeerkränzen
In die stillen Gräber stiegen,
Hochverehrt im ew'gen Lied.

Da erglühte mir die Seele,
Und mein junger Busen hob sich
So zu leben, wie sie lebten!
So zu sterben, wie sie starben!
Und ich drückte hochbegeistert
Alles an mein glühend Herz,
Und ich schwur in tiefer Seele, —
Selig ist's ein Mensch zu seyn!

Lange harrt' ich — da klirrten die Riegel
Da flogen die Pforten der Schule mir auf;

Da trat ich, ein Fremdling, hinein in die fremde geliebte Welt!

Und ich suchte meine Gräber —
Doch die Stelle war vergessen,
Wo die grossen Herzen schliefen!
Und ich nannte meinen Namen —
Aber niemand kannte sie!
Und ich sprach von all dem Feuer,
Das verzehrend in mir brannte —
Doch die Welt verhöhnte mich!

„Seyd ihr alle hingegangen?
„Habt ihr alle mich verlassen,
„Sprößlinge des edeln Stammes?
„Kommt zu eurer Bruderseele,
„Daß sie einsam nicht verglühe!
„Sprecht zu mir, geliebte Stimmen!
„Ruft mich auf zu That und Ehre!
„Großem Rufe folg ich gern."

Also klagt' ich, also forscht' ich,
Ob ich eine Spur noch fände,
Ob ich einen Laut vernähme,
Von dem Großen was gewesen,
Von dem kühnen Männermuthe
Von der alten treuen Liebe,

Von der Freundschaft bis zum Tode —
Aber nirgends fand ich Spur!

Tief bekümmert nahte sich mir ein greises Weib,
Die alte Erfahrung, welche schwer gebückten
Hauptes einherschleicht, und wohlverständliche, weise
Worte bedachtsam flüstert:

„Was ruft die Stimme? — kein Echo schallt!
„Was sucht die Liebe? — kein Busen klopft!
„Vom Baume des Lebens die Blüthe fiel!
„Gewelkt und gestorben die herrliche Kraft,
„Der blühende Kranz um des Jünglings Haupt,
„Und der Jungfrau treu innige Liebe!

„Der Menschen Gott trägt Knechtsgestalt,
„Der Löwe liegt gezähmt!
„Der Freiheit Fittig gebrochen ist!
„Und tief im Schooß der alten Erde
„Schläft das hochherzige Heldengeschlecht!“

Die du lebest und bist in unendlicher Schöne!
Die du mit ewig lebendiger Fülle
Ueber die Gräber und über die Trümmern
Aller verschwundenen seel'gen Zeiten
Schwebest in göttlicher Jugend einher,
O Natur, du erfreuende Göttin!

Wieder kehr' ich zu dir, nicht freudiger Seele,
Nicht mit dem seeligen Frieden unschuldigen Herzens —
Aber nimm du mich auf an dein getreues,
An dein geliebtestes Mutterherz!
Laß mich wohnen, o du Gebirge bekränzte,
Auf deinen heiligen Höhen, wo sich die Ruhe
Fern von den Menschen die stille Hütte gebaut hat,
Wo die Gewitter der Erde dumpfbrausend
Unter mir hinziehn!
Und ihr, die ihr wandelt unter den Sternen
Gottes hohe Töchter, unsterbliche Musen!
O ihr Geliebten — bleibt mir getreu!

Ein Gedicht von Maria Stuart.

Unser vortrefflicher Schiller hat uns Maria Stuart nicht liebenswürdiger gezeichnet, als sie wirklich war, wenigstens einst war; ob sie es immer gewesen? davon ist hier nicht die Rede. Es gab eine Zeit, wo ihr schöner Busen die zartesten Gefühle hegte, wo auf ihrer Wange Jugend und in ihrem Herzen Unschuld blühte. Damals war sie auch Dichterinn, von holder Schwärmerei begeistert. Man hat noch von ihr ein lieblich düsteres Abschiedslied, welches sie dichtete, als sie das geliebte Frankreich

verlassen mußte. Doch ist die Authenticität desselben nicht so erwiesen, als die eines schmelzenden Klaggesanges, den uns Brantome aufbewahrte, und der bei dem Tode ihres jungen, von ihr angebetheten Gemahls, Franz des Zweiten, aus ihrem gerissenen Herzen floß. Wir liefern hier das Original ohne Uebersetzung, da schwerlich irgend eine die rührende Einfalt desselben erreichen könnte.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte irréparable;
Et en soupirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De Dame fortunée,
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil?

Qui en mon doux printems
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extrême tristesse,

Et en rien n'ay plaisir,
Que regrets et désirs.

Ce qui m'estoit plaisant,
Ores m'est bien dure;
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Que de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place;
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont mes plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou bien en prée,
Ou soit pour l'aube du jour,
Ou soit pour la vesprée,
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nüe;

Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy
Toujours est prest de moi.

Mets chanson ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein
Amour vraye et non feinte;
Pour la séparation
N'aura diminution.

Vorzeit und Gegenwart.

Länder eroberte nur Macedoniens Held, Alexander;
Doch der Vergessenheit-Strom schwemmte ihn fort, und sein Werk.
Du, ein menschlicher Fürst, eroberst mit Ländern auch Herzen.
Dir dient ewig die Zeit, macht sich zum Herold für dich.

Proben der ältesten russischen Volksromanzen.

1. Süße Lerche, die uns den Frühling verkündet, wiederhole, was ich dir erzählen werde.

Ein schöner Jüngling war gefangen im finstern Thurm. Er schrieb an seine Eltern: mein Vater! meine Mutter! ich schmachte in Ketten, kauft den einzigen Sohn los. Der Vater und die Mutter sprachen: unser Sohn ist kein Verbrecher. Sie verläugneten ihr Kind.

Süße Lerche, die uns den Frühling verkündet, wiederhole meine Worte.

Der Jüngling schrieb an seine Geliebte: ich schmachte in Fesseln, kaufe mich los. Das Mädchen las und weinte. Bringt mir meine goldenen Schlüssel, rief sie, öffnet meine silbernen Kasten! sendet meinen Schmuck dem Geliebten, daß er frei und glücklich sey, der erwählte Freund meines Herzens!

2. Schöner Garten, meine Freude, warum blühst und verblühst du so schnell? warum deckst du die Erde mit deinen Blättern? Ich höre nicht mehr die Stimme der Nachtigall, deren süße Lieder mein Herz mit Wehmuth füllen. Ach! dies Herz brennt

ohne Feuer, und verzehrt sich ohne Flamme. Immer muß ich an meinen Geliebten denken! Ich kannte und liebte ihn, wer hätte es nicht gleich mir gethan? Lieben ist leicht, vergessen schwer, trennen schmerzlich! Ein Augenblick gab mir den Geliebten, Jahrhunderte werden ihn nicht aus meinem Gedächtniß löschen!

3. Räuberlied. Kameraden! wer wagt es, in unsere finstern Wälder zu dringen? Nicht der gefräßige Geier, nicht der Adler mit dem Ebenholz gleichem Gefieder. — Wohlan, Kameraden! eine große Strasse führt mitten durch den Wald. Ein Jüngling wollte darauf wandeln. Die Sonne gieng auf, der Mond sank bleich hinunter. — Er ist todt, der Verwegene; ermordet liegt er auf der Ebene, sein Kopf ist zerschmettert, sein Herz vom Pfeil durchbohrt; Zweige sind sein Bett, Heidekraut sein Kissen, eine Herbstnacht seine Decke, eine kalte, stürmische Herbstnacht! — Drei Schwalben sind zu dem Jüngling geflogen: die erste hat sich auf sein Haupt gesetzt, die zweite auf seinen schneeweißen Busen, die dritte auf seine gelenkigen Füße. — Die erste Schwalbe ist seine zärtliche Mutter, die zweite eine geliebte Schwester, die dritte seine junge Gattin. Sie haben den entseelten Körper weggetragen in das Schloß mit den

prächtigen Thürmen. — Mutterthränen, ein Strom, der aus seinen Ufern tritt; Schwesterthränen, ein schneller Bach; die Thränen der jungen Gattin, ein Morgenthau. — Die Sonne wird kommen und den Thau auflecken. Die junge Wittwe wird sich vermählen und den Geliebten vergessen.

Poetische Poesie.

Wenn die Sonne aufgeht, so krächzen auch die Raben.

Ein Dichter zu Posen, Namens G. R., um dessen Vaterland Schlesien und Südpreussen sich streiten, hat zur Geburtsfeier seines Königs im Jahre 1803 ein Produkt zu Tage gefördert, welches an komischen Unsinn Alles übertrift, was man bisher im Novalis u. d. gl. gelesen haben mag. Hier einige Proben:

Im Zelt der Trauer, trostvoller Freuden seyn,
Ist Königs Zepter und die Kron'! allein.

Pause — erste zwei Verse ohne Musik.

Heut tönt der Biedern Frohgesang
dem König, dessen Lebenslämpchen

aufs neue glimmt, zum Festbegang;
an dem Ihm wird geweihet Bändchen —

Der Lieb und Treu, im Wunsch gemehrt:
Gott! gebe Preussens Zepter Segen,
daß dessen Glanz niemals verheert
werde, durch Neideswuth erregen.

Des theursten Königs reiche Milde,
Bezeigt zu seiner Bürger Wohl
Gar ofte sich zum Schirm und Schilde,
Wo Brände glühn an der Fußsohl. — —

Der Egoist — ach! der vermeinet,
Für ihn müsse die Welt sich drehn:
Allein, wies aus dem Spiegel scheinet,
Will Schickungsrichte rechtens gehn.

Wir winden Bändchen unserm König,
Wir wünschen, daß durch Gottes Hand
Ihm Jahre viel und nicht zu wenig
Zum Ruhgenuß seyn zugewandt.

Gewünscht für ihn! gewünscht für Prinzen!
Die Zweige jenes Stammes sind,
Der die Aufklärung am beernsten
Für unsre Zeit hat mit beginnt u. s. w.

Von den Holländern sagt er unter andern:

Sie haben Silber, und das Gold,
Viel schöne Specereien,
Aus Indien, woran der Sold
Der Herolds *) kann gedeihen.
Es fehlet Ihn'n auch niemals nicht
An Butter, Ey'r und Mehlgericht;
Den Käs, nur nach Gefallen
Erhält man, bei dem allen.

Zur Mittagsmahlzeit kommen sind
Franzosen eingeritten,
Die in der Praktik gar nicht blind
Mit nehm'n und requiriren
Des besten Trank von Bier und Wein
Und Essens dessen möchte seyn:
Eine Schüssel gelber Rüben
Gleich der Dukaten Wieben.

Die Bilderchen sind alt und jung,
Die man benennt Wildmänner,
Auf Goldgeprägen, deren Prunk
Viel schöner ist als Silber.

*) Soldaten.

Und weil dies Metall eben jetzt
Bei den Holländern knäplich ist,
So werden sich begnügen,
Franzmanns an weißen Rüben *).

Noch sehet drauf, wie ihr werd't fort
Mit diesen Gästen fertig,
Und hebet auf, ein gutes Brod
Den Eierkuch gefettig.
Den man zu allen Zeiten ißt,
Ohn daß man treibe arge List
Die Freundschaft zu verkennen
Von Biedern her zu nennen.

Der verstorbene Professor Fülleborn in Breslau besaß eine sehr ansehnliche Sammlung poetischer Monstruositäten, und war Willens ein Taschenbuch für Freunde des Unsinns herauszugeben. Möchte der Erbe der Füllebornschen Papiere diesen Nachlaß dem Publikum nicht entziehen!

Ah! le bons vieux temps.

Als Beweis, wie ähnlich sich alte und neue Zeit bleibt, und daß die oft zu vernehmende Phrase: „Wie

*) Nämlich an Silbergeld.

wir noch jung waren" oder „zur Zeit meines seel. Großvaters ꝛc. ꝛc. — da war ein Leben" — von jeher gehört worden ist, diene hier ein Gedicht aus dem 30jährigen Kriege von Logau.

Viel dulden, nichts verfechten,
Schaden leiden, doch nicht rechten,
Andre füllen, selbst sich leeren,
Lohnen, doch den Dienst entbehren,
Immer geben, nimmer nehmen,
Niemals lachen, stets sich grämen,
Herr seyn, gleichwohl dienen müßen
Viel verwenden, nichts genießen,
Wenig haben, immer geben,
Selber fallen, Andre heben,
Kommt man bei so viel Geschäften,
Dann von Gut, Blut, Mark und Kräften;
Schweigend den Rebellentitel.
Dulden, wie der Hund den Knüttel;
Das ist unser Hausstand heute,
Lobt ihn doch, ihr guten Leute!!

Die Insel St. Helena.

Unter Salomons Siegel liegt ein Dämon verschlossen;
Was die Welt nicht gefaßt, schließt ein Eiland jetzt ein.
Sinnig führt es den Namen der Tyndaridischen Tochter:
Jene entzündete einst, diese löschte den Brand.

St. Antonii Fischpredigt.

(Aus einem alten Manuskripte.)

Antonius zur Predig
Die Kirche fand ledig;
Er gieng zu den Flüßen
Und predigt den Fischen,
Die wedeln mit den Schwänzen
Im Sonnenschein glänzen.

Die Karpfen mit Rogen
Komm'n all' herg'zogen
Hab'n d'Mauler aufg'rissen
Sich Zuhörens beflieſſen.
Sie sind voller Begehren
Antonium zu hören.

Spitzgoschete Hechten
Die immerdar fechten
Sind eilends herschwommen
Zu hören den Frommen.

Gut Aale und Hausen
So vornehme schmausen
Die selber sich bequemen,
Die Predig zu vernehmen.

Auch Krebse, Schildkrotten,
Sonst langsame Bothen,
Komm'n eilends vom Grund,
Zu hören diesen Mund.

Die Predig geendet,
Ein Jeder sich wendet,
Die Hechte bleib'n dieben,
Die Aale viel lieben.

Die Krebse geh'n zurücke,
Die Stockfisch bleib'n dicke
Die Karpfen viel fressen
Der Predig vergessen.
Die Predig hat gefalle,
Sie bleiben wie Alle.

Motto einer Schrift gegen das Gutachten der Juristenfakultät zu Gießen, über die Ansprüche der Frankfurter Judenschaft.

Komet Kunst gegangen für ein Hauß
So sagt man der wird sey auß
kompt weyßheyt auch da für
So seind beslosen alle thür
kumpt zugt und er an derselben Weyß
So mißen sie auch gen ir straiß
kompt lieb und trew und wer gern ein
So wil nymant ir pforttner sein
kumpt wohrheyt und klopfet an
So muß sie lang vor dem tor stan. —
kumpt gerechtigkeyt auch für daz tor
So findet sie ketten und rigel vor
kompt aber der pfennig gegangen und geloffen
So feid er thur und tor offen.

(Handschriftlich aus dem 15ten Jahrhundert.)

(Aus den Inschriften auf Heiligenbilder, vom verstorbenen Prof. Jeltenz aus Freiburg.)

— Der heilige Dionysius —

Daß ohne Kopf ich gieng
Das schien in jenen Zeiten
Den frommen Christenleuten
Ein großes Wunderding.

Wie sind die Zeiten so veränderlich
So viel Confratres mit und ohne Mütze
So manche Staats- und Kirchenstütze
Thuts heut zu Tag, und Niemand wundert sich.

Evidenter Beweis.

Silvert (in seinem Enormium Marpurgi 1645) führt folgende Reime, als damals in Aller Mund üblich, an:

„Wer von Tübingen kommt ohne Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib
Von Helmstädt ohne Wunden
Von Gießen ohne Schrunden

Von Marburg ohne Fallen
Hat nicht studiert in allen.

Naturansichten aus dem Prometheus.

Pantheismus.

Gott find' ich überall, in Pflanz' und Thier,
Wo er, im weiten Schöpfungselemente,
Jedwedem Dinge seinen Abdruck gönnte. —
Sieh hier verkörpert Luft! Ein leicht Gebilde bringt
Sie in die Wolken, schwimmt in Aethers Bläue; —
singt: —
Wir nennen Vogel es; was farbigt, bunt beschwingt
Sich tonreich regt im Hain, und lockt am Wasserfalle. —
Wie abgeschöpft dem lautersten Krystalle
Verkörpert dort das Wasser sich zum Fisch;
Die Silberschuppe zeigt noch des Krystalls Gemisch;
Rein ist's der Form vergönnt sich abzuklären;
Dem Schlamme muß das Schalthier angehören;
Das Krokodill entsteigt dem Sumpfe grau —
Bis sich, zu festern Knochen, freier'm Bau,
Stets tiefer in das Land, im Pferde
Und im Kameel verhärten will die Erde.

Idealismus.

Ihr Thor'n, und könnt ihr euch denn nie entbrechen,
Von Gott und von Natur, das heißt, von mir zu sprechen:
Vernehmt: Ich bin das menschliche Geschlecht,
Ich bin das Weib, der Mann, der Herr, der Knecht;
Ich bin die Welt und Gott; ja nöth'gen Falles,
Das menschliche Geschlecht, wie das Geschlecht des Stalles;
In jeglicher Minute tausend Mal
Erleid' ich, wie Geburt, so Todesfall;
Die Spinn' ist meine Muhm', und Petz, der Bär, mein Vetter;
Herr Reineck mein Ohm: — kurz, wir sind alle Götter;
Fuchs, Panther, Bär und Löw' und Krokodill,
So anders Gott, das heißt, so Ich es will.

Synkretismus.

Merkur.

Ja trennt nur, was Natur nie trennt,
Gott, Seel' und Leib, Geist, Element:
Im abgezogensten Gedanken
Sucht Gott — und findet nichts, als Schranken!

Archyt.

Wo aber find' ich sonst den Gott?

Merkur.

Wo Lieb' enthüllt ihr Abendroth;
Wo um den alten Erdball läuft die Kette;
Wo Jung' umscherzen zücht'ger Mütter Bette;
Wo Blumen sprossen aus demselben Leib;
Wo Eins aus Zwei erschafft Natur, in Mann und Weib;
Ein Eins, das sehnend fest im Arm sich hält,
Bis es auf's Neu in reger Zahl zerfällt:
Hier, wie in Sonnenlicht's gebrochnen Strahlen,
Erblick' den Gott, in Weib, Natur und Zahlen.

Frauen.

Mit Blumen schuf das Weib Natur im Bunde:
Drum blüht ihr Leib, wie Blumen, weiß und roth,
Und fühlt, verletzt von zarter Dornenwunde,
Im Kuß des Mannes, süßen, fühlbar'n Tod;
Drum zieht die Jungfrau oft zur Abendstunde
Zum Garten sehnsuchtsvoll Naturgebot:
Sie steht, der Schwestern Schicksal zu bedenken,
Sie still zu pflegen, und sie still zu tränken. —

Männer.

Weit anders zu des Mannes Lebenstheile
Hat gütig strenge das Geschick gewählt;
Es ist des Sturmwind's Hast, des Adlers Eile,
Es ist des Lichtes Blitz, der ihn beseelt:
Drum stürmt er rastlos fort zu Speer und Pfeile,
Und billig wird er Thieren beigezählt,
Erheitert ihm das süße Licht der Liebe
Nicht finstrer Ahnherrn angestammte Triebe.

Brautwerberei in Valenzia.

Unter der Menge schöner poetischer Lebensformen, die sich entweder aus dem romantischen Alterthum erhalten, oder im Süden von jeher ursprünglich gewesen sind, wer erinnerte sich nicht auch der Brautwerbereien, jener holden Vorboten Hymens, die oft schöner als ihr Gefolge sind? — Ein paar Worte über die valenzianischen dürften daher nicht überflüssig seyn.

Die jungen Leute verstehen sich; die Eltern haben eingewilligt; es fehlt nichts als jene poetische Feierlichkeit, wodurch der Heirathsvertrag gewissermaßen rechtskräftige Gewißheit erhält. Es wird da-

her ein Abend festgesetzt, wo der Freier in Begleitung eines Trovadors und seiner Kameraden vor der Hausthür seiner Geliebten erscheint. Er muß Musikanten, Fackelträger u. s. w. bei sich haben und überhaupt auf die größte Pracht dieses Aufzugs bedacht gewesen seyn.

Sie kommen an, und stellen sich im Kreise um das mit Blumenfestons geschmückte Haus herum. Der Trovador tritt mit dem Bräutigam hervor, und hebt im Namen des Letztern seinen Brautgesang an:

Ich komm' in stiller Mitternacht,
Zu sehen ob mein Liebchen wacht:
Ich komm' bei hellem Sternenschein,
Zu schauen nach dem Mägdlein mein.

Darauf fährt er fort ihre Schönheit zu rühmen, wobei der Ausdruck immer begeisterter wird. So vergleicht er z. B. ihren Wuchs mit einer Palme, ihre Lippen mit einer Granate ꝛc. und erklärt sie mit einem Worte für das vollkommenste Schönheitsideal. — Von diesen körperlichen Eigenschaften geht er nun zu ihren moralischen, ihrer Sanftmuth, ihrer Häuslichkeit, ihrer Reinlichkeit u. s. w. über, wo er seine Beispiele von der Taube, der Schwalbe und dem Schwane hernimmt. Zuletzt drängt er Alles in ein

einziges Wort zusammen, das sich ungefähr durch Weib aller Weiber, oder noch eigentlicher, durch Erzweib übersetzen läßt.

So wie der Trovador geendigt hat, klopft der Bräutigam an die Hausthür, und ruft seine Geliebte dreimal bei Namen, je nachdem sie nun die Spröde machen will. Endlich läßt sie das Espartofenster nieder, steckt ihr Köpfchen heraus und fragt, was des Herrn Begehren sey?

„Dich will ich, Dich will ich, mein englisches Kind,"

giebt er begeistert zur Antwort, und fährt nun fort ihr seine Liebe zu schildern, die natürlich die feurigste unter der Sonne ist. Um nun auch dem holden Mädchen gleiche Empfindungen einzuflößen, führt er ihr eine Menge Beispiele an:

Die Sterne drehn in Liebesharmonien;
Die Wellen küssen und verein'gen sich;
Die Bäume murmeln liebevoll zusammen;
Und eine Blüthe strebt zur andern hin.

Aber noch nicht genug; er geht auch zu dem Lebendigen über, und mahlt ihr das ganze Liebesreich der Thiere ab:

Hörst Du die Taube girren?
Hörst Du die Nachtigall schlagen?
Hörst Du der Liebe süßen Ruf,
Von allem was die Liebe schuf?

Darauf macht er die Nutzanwendung, und erwartet was sein Liebchen darauf erwiedern wird. — „Was soll ich sagen?" — giebt sie mit verstellter Sprödigkeit zur Antwort. „Ach ich bin noch viel zu jung dazu! Wer will das Täubchen schon so früh von seiner Mutter reissen, und eine Knospe brechen, die noch verschlossen ist? Und überdem, ich kenne Dich ja nicht; wo kommst Du her? Wer bist Du denn?"

Man kann denken, was der zärtliche Freier darauf zur Antwort giebt, und was das bei dem blöden Mädchen für eine Wirkung thut. Wiewohl sie sich nun hergebrachter Maßen noch einige Augenblicke sträuben muß, so kann sie doch endlich dem holden Versucher nicht länger widerstehn. Hastig reißt sie ihren Kranz aus den Haaren, wirft ihn dem Freier zu und verspricht auf ewig sein treues Weibchen zu seyn.

Kaum hat sie das gesagt, so stimmen die Musikanten ein frohes Allegro an; alle Fenster werden erleuchtet; die Eltern kommen mit dem verschämten Mädchen zum Hause heraus und führen den Bräutigam

mit allen seinen Begleitern im Triumph hinein. Jetzt beginnt ein lustiger Ball, bei dem es nicht an Erfrischungen fehlen darf, und rund umher ertönt die ganze Nachbarschaft von Freudenschüssen und Jubelgeschrey.

Die Wallfahrt nach dem Vesuv.

Als zum Fuß des Vesuvs wir gelangten, war es
Dunkel bereits. Langohre trugen beim Schein der Fackel
Jetzt hinauf uns den holprichten Pfad durch weite
Schwarze Gefilde von Lava. Hin und wieder
Sah ich die Rebe, den Feigenbaum umarmend.
Von der Fackel beglänzt, entragen der todten
Wüste. Still war die Luft; der Himmel in leichten
Dunst gehüllt. Doch hellte bezaubernd das Dunkel
Oft die sprühende Gluth, die auf des Berges
Gipfel herrlich emporschlug, gleich einer Garbe,
Die, wie Funken, die Aehren verstreut. Ein Glöckchen
Tönte jetzt leis' hervor aus hoher Umschattung.
Eine Klause verhüllt sie, den Pilgern gastlich.
„Nag' am Gesträuch hier, mein treuer Langohr," sagt' ich,
Und ich setzte mich unter den breiten Wipfel

Einer Platane, den Blick dem flammenden Krater
Zugekehrt. Als hätt' ich im Lethe getrunken,
Fühlte, sanft erschauernd, der Gottheit sich näher,
Aber entrückt den dumpfen Schranken des Lebens
Meine Seele, und ihr schien jetzt, um sich ver-
sammelt
Aus der Ferne die lieben, ihr gleichgestimmten,
Seelen zu sehn, und Gedanken und Gefühle
Tauschte sie traulich mit ihnen. Doch der Klausner
Unterbrach das leise Seelengespräche, meinem
Freund und Begleitern erzählend: „Viele Jahre
Wohn' ich frohen Gemüths hier. Auch nicht mehr
einmal
Stieg ich hinab. Wie könnt' ich zurück mich sehnen
Nach dem Flachland? Ein Paradies ist's für jene
Nur, die vorbeiziehn, oder von fern' es schauen *),
Hier erbleicht sein Zauberglanz nie. Dort unten
Blasen mit Gifthauch Wollust und Geiz und Arglist
Unversehens ihn weg." — „Füllt aber mit Unruh
Nicht der Vulkan dich beständig?" — „Er, mein
bester

---

*) Un voyageur à l'aspect de cette vue magnifique (à St. Martino) s'ecria devant un Chartreux: le bonheur est ici! „Oui, repartit le solitaire, pour ceux qui passent." Dupaty lettres sur l'Italie. T. II. l. 113.

Freund, erinnert mich stets an das Nichts der Dinge,
Hoch von den Menschleins bestaunt und heiß ersehnet.
Auch vor dem Tode nicht zittern lehrt der Freund mich,
Mehr geborgen, als die im Pallast und Theater!" *)
Herzlich drückt' ich den Klausner die Hand. Des Berges
Kupp' entloderte jetzt eine Feuersäule,
Und auf Thabor glaubt' ich zu stehn, wo begeistert
Rief der Apostel: „Hier laßt Hütten uns bauen!"
Ein Gebeth entstieg meiner Brust jetzt: „Du reiner
Ewiger Geist, in welchem Wahrheit und Liebe
Eines nur sind, o läutre mein Herz, das Wunder
Wirkend in ihm der Wiedergeburt! Vergessen
Mög' es die häßlichen Züge, die das Siegel
Himmlischer Herkunft entweihn im Menschenbusen.
Wahrheit nur herrsch' in meinem Gemüth und Liebe!

---

*) Das herrliche Theater St. Carlos zu Neapel war einige Zeit vorher abgebrannt. Der skoptische Klausner glaubt nicht, daß er auf dem Vesuv der Feuersgefahr mehr ausgesetzt sey, als der Städter im wohlbeleuchteten Theater.

Liebe vergilt die Lästrung, Wohlthun die Unbild.
Meidend den Trug, der hinweg von dir lockt, will ich
Wallen auf Erden nach deinem Reich, ein Pilger —
Dies Gelübde bezeug', o Vesuv, deß Opferflamme
Tag und Nacht verkündet den ewigen Weltgeist."

Epigramme.

Der Prinz und die nunmehr verblühete Maitresse.

Die Maitresse. Mein Prinz! Sie sind so kalt, so liebeleer,
Und hier — hier schlägt so heiß das Blut!
O! eilen Sie an diesen glüh'nden Busen her,
An dem Sie sonst so liebevoll geruht!

Der Prinz. Dem Alter, Theuerste, gebühret Ehre!

Die Maitresse. Wüßt' ich doch nicht, daß ich so ehrbar wäre!

Stax und der Dichter.

Stax. Versprich, wenn ich gestorben bin,
Mein Leben einst dramatisch darzustellen;
Wohl wird dieß deines Geistes schönster Sprosse!

Der Dichter. Ich glaub' es Freund,
Doch hab' ich kein Genie zur — Posse!

Der Mißverstand.

Der Vater des Kantor Stax und sein Nachbar.

Der Nachbar. Für alles Schöne ist doch Ihr Herr Sohn bemüht;
Heut schrieb er doch ein gar vortrefflich Lied —
Der Vater. Das freut mich, daß mein Sohn auch dichten kann! —
Der Nachbar. — zum Singen an die schwarze Tafel an! —

Falsches Urtheil über den fruchtbaren Dichter Stax.

Nein, nein, ihr Herrn, das saget nicht:
„Stax's Werke hätten kein Gewicht!"
Dieß Urtheil ist ganz Wahrheitleer;
Denn sind sie nicht wichtig, so sind sie doch schwer! —

Die Vergleichung.

Der Bonvivant. Herr Trimm, mein Nachbar, ist doch wahrlich sehr galant;
Hat er vergleichend heut ein Blümchen mich genannt! —

Einer seiner Bekannten. Da that er nur,
was sich gebührt;
Denn, Freund! das Blümchen — vegetirt! —

Alter einer Liebestӓndeley.

Kindliche Seelen haben oft in zweifelhaften Fällen in dem Achten auf das Spiel des Zufalls (den man zu gewissen Zeiten und in manchen ernsthaften Fällen wohl gar als ein Gottesurtheil aufnahm) Beruhigung gesucht. Dahin gehört auch die bekannte Tändeley, welche Kinder und Mädchen vornehmen, wenn sie an irgend einer Stralenblume den Grad der Zuneigung eines Geliebten probiren wollen, und deßhalb die Strahlenblätter heraus ziehn, mit der Formel: Er liebt mich: von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht. Wer sollte aber glauben, daß dieß Spiel schon so alt sey? Der Minnesänger W. v. d. Vogelweide, der bekanntlich vor 600 Jahren lebte, ließ sich bei seinem Grame über den Unbestand seiner Geliebten auch einst eine solche kindische Beruhigung gefallen. Man probirte damals mit einem Strohhalme, den man maß: aber wie? das erhellt nicht aus seinen Worten. Er erzählt nämlich:

Mich hat ein halm gemachet fro;
Ich wene, ich sol genade vinden.
Swie dike (oft) ich mas das selbe stro,
Als ich gewon was her von kinden:
„Sine tuot, si tuot; sine tuot, si tuot; sine tuot, si tuot.“
Swie ich tet, so wart ie das ende guot.

Seine Formel war also: sie thut (es) nicht, sie thut (es). Ne ist die bekannte Verneinung, die damals so oft angehängt ward. Er scheint das Spiel mehrmals wiederholt zu haben, doch so, daß es immer gut ablief. Irre ich nicht, so erzählen griechische Schriftsteller von ähnlichen Spielen.

An die Liebe.

Liebe! Urquell aller Freuden,
Sonnenlicht der Geisterwelt!
Gottheit! die seit Ewigkeiten
Wunderbar das All erhält.

Liebe! Füllhorn reicher Gaben;
Band und Seele der Natur!
Flammenschrift, ins Herz gegraben;
Beßrer Zukunft lichte Spur!

Liebe! Liebe! Himmelswonne!
Alle Welten jubeln dir!
Du beglückest jede Sonne
Und den Wurm im Staube hier.

Eh' der Liebe Allmachtstimme
Licht ins graue Chaos rief,
Barg, im Elementengrimme,
Finsterniß den Abgrund tief.

Liebe sprach das große Werde!
Und — ein Paradies entstand;
Gott gleich gieng der Herr der Erde
Aus des Schöpfers Meisterhand.

Rings her Freude, Lenz und Leben,
Zarter Minne süßes Glück,
Bebt sein Herz, sich hinzugeben,
Einer Freundin glüht sein Blick.

Sie erschien, der Schöpfung Krone! —
Himmlisch schön, voll reiner Lust
Sank das Weib dem Erdensohne
An die liebetrunkne Brust.

Rauscht durch's Weltall Sphärenklänge!
Geisterheere jauchzt empor!
Singt der Liebe Hochgesänge!
Stimmt mit in der Schöpfung Chor!

Liebend wandeln, Licht zu trinken,
Erden um die Sonnen her;
Monde traulich Erden winken
In ihr stilles Silbermeer.

Freundlich funkeln goldne Sterne,
Deutungsvoll dem offnen Sinn;
In die weite blaue Ferne
Zieht ihr Liebesblick uns hin.

Endlos steht der Sonnen Fährte
Hehr im Liebesglanze da;
Und auch unsrer kleinen Erde
Ist die Liebe ewig nah'.

Liebe haucht in Frühlingslüften,
Rauscht im Laub und Wasserfall;
Süße Liebe Blumen düften,
Liebe klagt die Nachtigall.

Bräutlich hold mit bunter Fülle
Schmücket Liebe Thal und Höh'n;
Durch zerrissner Wolken Hülle
Spielt ihr Friedensbogen schön.

Zauberisch belebt sie Städte
Und der Dörfer üppig Grün;
Lieblich prangt der Berge Kette,
Und selbst Wildnisse erblüh'n.

Liebe zieht den Himmel nieder,
Sie verkläret die Natur;
Götter wandeln huldvoll wieder
Auf der wunderschönen Flur.

In gemüthliches Entzücken
Wiegt die Kindheit süßer Wahn;
Aus der Unschuld Engelsblicken
Lächelt reine Lieb' uns an.

Liebe glüht auf Jugendwangen,
Schwellt den zarten Busen hoch;
Sehnlicher erwacht Verlangen,
Goldne Träume spielen noch.

Liebe flicht die schönste Blume
In des Brautschmucks Myrtenkranz;
Sie erhöht zum Heiligthume
Häuslich stiller Tugend Glanz.

In dem Kreise muntrer Kleinen,
An der Brust den Lieblingssohn,
Fühlt das Weib sich, nah' dem Einen,
Glücklich wie vor Gottes Thron.

Selig, selig, wer hienieden
Treubewährte Liebe fand!
Reines Glück und Seelenfrieden
Reicht ihr Kuß, ihr Druck der Hand. —

Liebe hebt der Schönheit Schleier,
Ihr entströmt Begeisterung;
Sie entflammt des Genius Feuer,
Flügelt seinen Sonnenschwung.

Ihre sanften Zaubertöne
Stimmen Felsenherzen weich;
Liebe stillt des Unmuths Thräne,
Macht Verzagte — Helden gleich.

Wo sich frohe Menschen einen,
Würzt sie Freude, Spiel und Scherz;
Wenn Verlornes wir beweinen,
Kühlt ihr Trost der Sehnsucht Schmerz.

In der Erdnacht Labyrinthen
Lispelt sie Erheit'rung zu;
Lebensmüde läßt sie finden
Eine Stätte sanfter Ruh'.

Liebe! Licht auf düstern Pfaden,
Sichrer Schutz im Sturm der Zeit,
Schönster Preis für edle Thaten,
Krone der Unsterblichkeit!

Was auf Sonnenhöhen thronet,
In des Sternenhimmels Pracht;
Was um dunkle Gräber wohnet,
Huldigt, Liebe! deiner Macht! —

Liebe war des größten Weisen
Hohes inhaltschweres Wort;
Thätig sich in Lieb' erweisen,
Setzt sein schönes Tagwerk fort.

Gern den Dürftigen erfreuen;
Opfern in sein Thränentuch;
Jede Kränkung schnell verzeihen;
Segen gegen Feindesfluch!

Lieb' in Wort und That hienieden
Bis die Todtenglocke ruft!
Liebe streut auf Gräber Blüthen;
Liebe senk' uns in die Gruft! —

Fliegt euch freudig in die Arme;
Freund und Feind den Liebeskuß!
Linderung dem tiefsten Harme;
Im Beglücken Hochgenuß!

Folgt dem innern Ruf und Drange!
Engeln gleich uns Liebe stellt.
Innig, liebevoll umfange
Jedes Herz die ganze Welt! —

Kindlich Glauben, Lieben, Hoffen;
Biederkeit, zufried'nen Sinn!
Stets ein Herz, der Freude offen;
Weiser Mäßigung Gewinn!

Theilnahm' an der Menschheit Leiden;
Für Geliebte Gut und Blut!
In verhängnißvollen Zeiten,
Selbst im Tode heitern Muth!

Süße Ruh' im Sterbgewande;
Thränen unter'm Grabgeläut!
In der Liebe Wunderlande
Eine frohe Ewigkeit!

IV.

Naturgeschichte.

Kann die Produktions-Kraft des Bodens mit Zuverlässigkeit aus dem Holzbestande erkannt werden? —

So gewiß die Bonität des Bodens zur Produktion gewisser Holzarten aus dem Wachsthume des Holzes, welches sich allda befindet, erkannt werden kann, so ungewiß und schwankend wird unsere aus dieser Erfahrung abstrahirte Schlußfolge, wenn wir nicht auch vorher geprüft haben, ob auch

a) die Lage, das Klima, und überhaupt das ganze Exterieur derselben anpaßend ist;

b) ob der Boden die gehörige Tiefe in dem gehörigen Grade von Trockniß oder Feuchte besitzt;

c) ob die darauf befindlichen Holzarten in jeder Altersklasse bis zu der demselben als Stamm-

holz eigenthümlichen Haubarkeit den Wachs-
thums-Prozeß gut vollendet haben;

d) ob die aus diesen Holzarten gebildete Waldung bisher in ihrem naturgemäßnen Wachsthum nicht theils durch Naturübel, theils durch die von dritten Personen zugefügten Schäden gestöhrt worden sind; und

e) ob diese Waldung bisher eine regelmäßige Behandlung hinsichtlich der Bewirthschaftung, und Nachzucht genossen hat. —

Sind alle diese Fragen bei der Untersuchung der Qualität und Güte des Bodens zu gewissen Holzproduktionen erschöpfend mit Ja beantwortet, dann tritt erst die Richtigkeit der allegirten Schlußfolge ein, deren Resultat gründlicher ist, als Jede noch so künstlich gepflogene chemische Analyse der Bestand- und Gemengtheile des Bodens. —

Der Zweck gegenwärtiger in gedrängter Kürze vorgetragener Abhandlung geht aber nicht dahin, den vorliegenden Gegenstand in seinen verschiedenen Unterabtheilungen auszuführen, sondern jeden Waldeigenthümer auf einiges der Forstrüge werthes aufmerksam zu machen. —

Unter den Waldholzarten (besonders denen

Baierns) dauert wohl in einem gedrückten Stande keine länger vegetirend aus, als die Fichte. Vierzig bis siebenzigjährige Fichten, die während dieser Jahren unter dem Drucke von Laub oder anderen Nadeloberholze gehalten worden sind, und dermalen nicht mehr als eine Höhe von 10 — 20 Fußen erreicht haben, sind in manchen Waldungen nichts seltenes, ja man trift hievon oft ganze Bestände von 20 bis 30 Tagwerken an. Ihr Ursprung datirt sich aus den Zeiten der Plänter- und einer andern unregelmäßigen Bewirthschaftung, oder von einer natürlichen oder künstlichen Kultur, wobei Fichten mit einer andern ungleich schnellwüchsigern Holzarten vermischt wurde.

Wenn nun solche Holzbestände, wo haubares Oberholz mit dem alten Fichtenunterwuchs verbunden ist, vorkommen, so wird wohl jedem einsichtsvollen Landwirthe die Wahl, was hier zu thun ist, nicht schwer fallen. Er wird, je nachdem es vortheilhafter ist, entweder das verkrüppelte, zu keinem fernern gedeihlichen Wachsthume geeignete Unterholz gänzlich abraumen, und das Oberholz in einen Besaamungsschlag stellen, oder in so ferne dieses nicht thunlich oder eine andere Holzart, als die des Oberholzes daselbst erzogen werden soll, lieber die künstliche Kultur einschlagen, auf keinen Fall aber

das Oberholz zu dem Zwecke herauszuhauen, um den mißgewachsenen alten Unterwuchse Luft zu machen, und solchen als künftigen Holzbestand der Schlagfläche zu betrachten. —

Leider wird dieser letztere Handgriff noch von so manchen Forstmanne und Oekonomen in Anwendung gebracht, sey es aus Unkunde, oder dem ganz unverzeihlichen Grunde, der Mühe einer geregelten Schlagstellung oder einer künstlichen Kultivierung überhoben zu seyn, oder einen desto größeren momentanen Materialertrag der vorliegenden Waldung einzuerndten. —

Der Verfasser dieser Abhandlung hat die unangenehme Erfahrung gemacht, daß diese schlechte Bewirthschaftungsprozedur in mehreren Waldungen schon seit Jahren im Gange ist, und man daher Gelegenheit hat zu beobachten, wie man auf einem und demselben, und zwar guter Waldboden noch vortreffliche Bestände haubaren Holzes antrifft, die von dieser übeln Wirthschaft auch nichts gelitten haben, und im Gegentheile wieder eben da die schlechtesten, die sich nur denken lassen. —

Dieser Wechsel des Bestandes war vorerwähntem Verfasser sehr unangenehm überraschend, und nur ein tiefer Blick in die Bewirthschaftungs- und Hauungs-

methode konnte demselben das Räthsel dieses Phänomens lösen, da derselbe weder in dem Boden noch in andern auf die schlechtere Produktion des Holzes anwirkender Umständen die Ursache desselben finden konnte. Er überzeugte sich vielmehr augenscheinlich von dem Mißlingen der schon seit länger als 10 Jahre gestellten Schläge, von dem verkrüppelten Holzbestande der dasigen Kämmerer durch jene Beobachtung, und kalkulirte ganz sicher, daß diese Siechlinge der Nachkommenschaft in 70 — 80 Jahren kaum die Hoffnung geben, auf einem Tagwerk 10 — 20 Klafter Holz zu gewinnen, statt daß der Ertrag zu dieser Zeit bei einer beßern Wirthschaft und Kultur wenigstens auf 60 Klafter belaufen müßte. —

Wehe dem Waldbesitzer und Waldungen, denen solche Waldwirthe zu Theil werden. Zugleich wird aber auch dieses Beispiel warnend und belehrend für diejenigen, welche ohne reifliche Berücksichtigung aller übrigen konkurrierenden Verhältnisse die Bonität des Bodens aus dem Holzwuchse und Bestand der Waldungen allein erkennen wollen.

Doch dem Gelehrten ist gut predigen, und den Laien ist die Schriftsprache ohnehin eine Hieroglyphe.

Der Kuhbaum.

In den Cordillerengebirgen der Küste des spanischen Südamerika's, bei Caracas etc. fand Humbold den Kuhbaum, oder die Pflanzenkuh (Palo devaca) ein äusserst merkwürdiger Baum. — Macht man Einschnitte in den Stamm, so fließt eine Menge klebriger, ziemlich dichter Milch aus, die gar nicht scharf (wie andere Milchsäfte der Pflanzen) schmeckt; einen angenehmen Geruch hat, und den Negern und freyen Arbeitern willkommene und nahrhafte Kost giebt. — Läßt man sie stehen, so bilden sich elastische Häute, die einem käseartigen Stoff gleichen. Die geronnene Masse wird in 5 — 6 Tagen sauer, aber nicht stinkend, sondern behält ihren balsamischen Geruch bei.

Ausserordentliche Fruchtbarkeit.

Nie erinnert man sich in England, daß die Eichen voller von Eicheln gewesen wären, als im Jahre 1818. Der Ertrag einer einzelnen Eiche bei Bethers den in der Grafschaft Kent ward für die Summe von 5 Pfund Sterling verkauft.

Parade, ein großer Musikliebhaber.

Vor mehrern Jahren machte sich zu Paris ein Hund bemerkbar, der täglich im Tuilerienhofe erschien, wann die Wache aufzog, weßwegen ihm die Soldaten auch den Namen Parade beilegten. Parade hielt sich beständig zu den Musikern und marschirte mit denselben. Einige dieser Herren wollten den Hund an sich gewöhnen, allein Parade liebte die Unabhängigkeit eben so sehr, als die Musik. Unter den Soldaten fand er Freunde und Beschützer, die ihn zum Essen einluden; was er immer annahm. Nach Tische aber ließ er sich nicht lange zurück halten, sondern eilte in die Oper. Während der Vorstellung lag er unter einer Bank und rührte sich nicht. Abends suchte er gewöhnlich Orgelspieler auf, mit denen er in den Strassen auf und ab gieng und bei welchen er auch übernachtete.

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Cadet de Vaux (über den Maulwurf) sagt von dem Begräbnisse dieses Thiers:

„Entweder der Maulwurf stirbt auf seinen unterirdischen Wanderungen, oder er wird gefangen und auf die Oberfläche der Erde geworfen. Im erstern Fall entdeckt man nie seinen Leichnam in Fäulniß,

und überhaupt sehr selten die Spuren seiner Zerstörung. Im letzten Fall verschwindet er gleichfalls, ohne jedoch der Raub irgend eines Thieres oder kriechenden Gewürmes zu werden. Man sollte fast glauben, daß, gleich wie er unter der Erde geboren worden, ihm auch nach seinem Tode ihre Oberfläche versagt sey, und er gleich wiederum in ihren Schooß zurückkehren müsse. — Was wird denn aber aus ihm? — Er erhält ein ehrliches Begräbniß. Unter mehreren Insekten, die sich seiner bemächtigen, hat eins die Pflicht auf sich, ihm ein Grab zu machen, und ihn hineinzuscharren. Denn, wohl zu verstehen, es frißt ihn nicht, es scharrt ihn wirklich ein. Das Insekt, dem dieses Amt zu Theile geworden, gehört in die Klasse der Coleopteren, und heißt Necrophorus oder Sylva vespillo."

Hier ist eine von Cadet de Vaux selbst gemachte Erfahrung:

Zwei eben gefangene Maulwürfe lagen, der eine auf einem Stück bearbeiteten Feldes, der andere in einer betretenen Garten-Allee. Nach etwa 4 Stunden erblickte man rings um ihre Körper einen Kreis von frisch aufgeworfener Erde, man hob die Maulwürfe einen Augenblick auf, und fand unter dem einen drei Nekrophoren, und unter dem andern fünf.

Die Todtengräber setzten ihre Arbeit rüstig fort: bald sah man den Leichnam sich bewegen. Er wird horizontal eingesenkt, wenn kein Stein, keine Wurzel oder dergleichen im Wege ist; in diesem letztern Falle wird er in schiefer Richtung hinabgezogen. — Abends um acht Uhr waren die Maulwürfe begraben, aber nur oberflächlich. Am andern Morgen sehr früh waren sie schon einen halben Fuß tief unter der Erde, und zwey Tage nachher über einen Fuß tief. Die Haut war unversehrt geblieben, nur ohne Haare. Endlich nach sieben Tagen grub man noch einmal nach, und fand die Maulwürfe noch in der nämlichen Tiefe. Die Nekrophoren waren verschwunden, und statt ihrer ruhte bei der Leiche eine andere einsame Coleoptere, der sogenannte Germanicus, in Trauerkleidern, und Wohlgerüche um den todten Maulwurf verbreitend; denn dieser Germanicus ist schwarz und dünstet einen Moschus-Geruch aus. Seine Eyer legt er in die Leiche.

Die Rieseneiche.

Die Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern (1ten Jahrg. 9tes Mon. Heft pag. 75.) erzählt uns, daß im Jahre 1707 die Taubenmüllerin

Ebert bei Wettringen in vormaliger Reichsstadt Rothenburgischen Gebieth, und nunmehr königlich baierisches Landgericht Rothenburg eine Eiche, welche isolirt auf einem Hutwasen gestanden, an den Müllermeister Klenk, Bürger zu Rothenburg um 94 fl. 36 kr. verkauft habe.

Der Umfang dieser Rieseneiche war, 6 Schuh hoch am Stamme gemessen, so groß, daß er 6 Ausspannungen eines Mannes von mittlerer Statur, mithin wenigstens den von 40 Füßen baierisch gleich kam.

Die 2 Hauptäste waren 2 Klaftrig, und gab jeder 16 Stück Bretter von 17 Schuh Länge, und über 2 Schuh Breite. —

Die übrige Nutzung bestand ausserdem in 40 Klaftern Holz, 400 Wellen größerer Gattung und 2 Wägen Spänen.

Das Ganze wurde auf 51 Wagen weggeführt.

Pflanzen - Statistik.

Nach A. v. Humboldt hatten die Griechen und Römer nur 1400 Pflanzen beschrieben. Seiner Berechnung zufolge beträgt die Anzahl der bis jetzt

bekannten Pflanzen 45000. Hievon sind 6000 Geschlechtslos, als Pilze, Flechten ꝛc. ꝛc. Von den übrigen 39000 finden sich in Europa 7000, in den gemäßigten Theilen Asiens 1500, im Aequinoctialasien und den benachbarten Inseln 4500, in Afrika 3000, in den gemäßigten Gegenden Amerikas, in beiden Hemisphären 4000, im Aequinoctialamerika 13000, in Neuholland und den Südseeinseln 5000.

Entdeckung.

Die Sidney Gazette meldet, daß vor einiger Zeit ein bisher unbekanntes Thier, nebst zweien seiner Jungen in der Nachbarschaft von Sidney gefunden worden ist. Es schließt sich einigermassen an den Springhasen (jerboa) an. Der Gestalt nach steht es in der Mitte zwischen Canninchen und Ratte; indem die Ohren kurz und aufrechtstehend, wie bei ersterem, der Kopf etwas lang, wie bei letzteren ist; der Schwanz ist ebenfalls sehr lang, endet aber mit einem dicken Haarpinsel.

Merkwürdige naturhistorische Beobachtung.

Im Anfange oder in der Mitte des Augusts, etwa gegen Abend, bemerkte ich einst zwei ziemlich große fünf bis sechs Zoll lange Wegschnecken, dicker und aufgeblaheter, als ich deren je sah, an einer hölzernen Gartenwand, die, ein wenig zu mir herüber sich neigend, aus dem Loth gewichen war, neben einander, und in einem Raum von etwa einem Quadratfuße, geschäftiger als es diesen Thieren sonst eigen ist, hin und her, und auch wohl zuweilen übereinander hin kriechen. Ich vermuthete gleich, daß sie etwas Besonderes vorhaben müßten, und blieb daher geduldig und aufmerksam auf meinem Posten stehen.

Zehn Minuten etwa mochte jene Promenade, seitdem ich sie zuerst bemerkte, — wie lange vom eigentlichen Beginnen, weiß ich nicht, — gedauert haben, als die eine von beiden plötzlich inne hielt, und etwas mit dem Hintertheile ihres Körpers an der Planke vorzuhaben schien. Die andere saß jetzt auch ganz unthätig stille. Bald darauf ließ sich jene erste auf einmal fallen; sie fiel aber nur etwa einen halben Fuß tief, — siehe da hing sie, befestiget durch einen beinahe Strohhalm breiten dicken Faden, des, diesen Thieren eigenen Schleims. Er gieng von der äusser-

äussersten Spitze ihres Schwanzes, an der, wie vorhin bemerkt, etwas überhangenden Planke, senkrecht herab. Die andere kroch jetzt hurtig herzu, fiel über jene her, befestigte zuerst die äusserste Endspitze ihres Körpers an jenen Schleimfaden, da wo er von der Schnecke ausgieng, und nun schlangen sich beide so um einander herum, daß sie einen vollkommenen Merkurstab, oder noch besser gesagt, einen doppelten Schraubengang bildeten. Dieser blieb aber nicht in Ruhe da hangen, sondern drehete sich, etwas ungestüm, und gerade wie ein Schraubengang, bald eine Zeitlang hin, und dann eben so lange wieder her. Dies Wesen mochten sie etwa zwei Minuten getrieben haben, als das Winden und Drehen gemäßigter wurde, und sich zu gleicher Zeit aus der Oeffnung, welche diese Thiere hinter dem Kopfe haben, und deren sie sich, wie bekannt, zum Luftschöpfen und als After bedienen, bei beiden ein kleines weißlichtes Glied hervor that, welches etwa einen kleinen Zoll lang und einen dünnen Pfeifenstiel dick seyn mochte. Dieses Glied trat aus jener Oeffnung so hervor, daß es mit dem übrigen Körper des Thieres einen rechten Winkel bildete. Es behielt aber nicht lange diese Stellung, sondern fieng bald an, bei beiden sich zu senken, und im Senken sich unbeschreiblich, beinahe um das Doppelte, zu verlängern, und auch zu ver-

dünnen; es hieng zuletzt vollkommen senkrecht bei beiden Thieren eines guten Zolls länger als der Kopf herunter, und die Thiere, wie sich versteht, immer noch jenen überall festanschließenden Merkurstab bildend, waren jetzt auch nicht mehr so aufgebläht. Das Winden wurde immer schwächer. Jetzt verwandelte sich das vorhin verschlossene und kegelartig zugehende Ende mehr besagten Gliedes in etwas, das ich nicht besser, als mit einer — Handkrause, oder Manchette, jedoch in Miniatur, — der Durchmesser mochte überhaupt einen halben Zoll halten — vergleichen kann. Beide Handkrausen dieser Glieder suchten sich nun, und fanden sich bald, und legten sich auf einander. Jetzt hörte das Drehen der Thiere vollkommen auf; die Glieder selbst aber fiengen an, sich zu bewegen, auf die Art, daß in jener senkrechten Stellung die Handkrausen auf einander etwas hin und her geschoben wurden. Etwa nach einer halben Minute bildeten sich die Krausen zu einer kleinen Kugel, die sich mit jedem Augenblicke vergrößerte, und so wie sie sich vergrößerte, so verkleinerten sich auch die Manchetten, die zuletzt nur ein dünnes Gerände, um die Mitte der Kugel laufend, ausmachten. Die Kugel selbst mochte wohl die Größe einer gewöhnlichen Haselnuß, jedoch vollkommen gerundet, haben. Die Glieder waren übrigens durch jene Handkrause, und

die aus ihnen gebildete Kugel eben nicht merklich kürzer geworden; aber sie wechselten jetzt in unterschiedlichen Farben, zwischen weißlich und blau insonderheit. Besonders war die Kugel fast hellblau. Jetzt stand die Bewegung der Glieder stille. Eine, nicht etwa schleimichte, sondern wässerichte Flüssigkeit troff jetzt ziemlich reichlich an dem Gerände der Kugel, den Ueberbleibseln der Handkrause, heraus. Das dauerte etwa ein Paar Minuten, da spürte man keine Flüssigkeit mehr. Die Thiere waren jetzt erbärmlich dünne geworden. Die Kugel, deren bläuliche Farbe sich schnell verlor, fieng an, sich zu verkleinern, die Handkrause aber, sich wieder zu vergrößern. Jene schwand zuletzt ganz, und diese hatte wieder ihren ersten größten Umfang. Jetzt rieben sich diese wieder auf einander, wurden aber immer kleiner, und schlüpften plötzlich von einander ab. Nun gieng das Gewinde und Gedrehe der Schnecken selbst wieder an. Jene beiden Glieder verloren gänzlich ihre Manchetten, und wurden wieder zum Kegel umgeformt. Dieser müde seiner senkrechten, oder Hängestellung, fieng bei beiden zugleich — die Thiere trieben und machten alles im größtmöglichen, erstaunenswürdig pünktlicher Verein, gleich als auf Kommando nach militärischem Fuß — wieder an, sich zu heben, und nahm die Position des rechten

Winkels wieder ein. Aber bald zogen sich beide so in ihre Oeffnung wieder zurück, wie sie aus derselben hervorgekommen waren, und diese schloß sich dann allmählich völlig so, wie sie ganz Anfangs geschlossen war. Nun zerarbeiteten sich die Schnecken wiederum in Winden und Drehen; was sie aber jetzt thaten, schien mir eine Bemühung, um den Merkurstab aufzulösen, und so aus einander zu kommen. Das geschah denn auch; langsam wanden sie sich allmählich, einen Schlag dem andern, wieder von einander los. Die Schnecke, welche sich über die hangende hergemacht hatte, verließ diese ganz. Und sie, die hangende, fieng an, sich etwas hin und her zu schwingen, um die Planke, an der sie hieng, wieder zu gewinnen. Es geschah. Sie riß dann plötzlich durch eine ganz eigene, nicht gut zu beschreibende hurtige Schwenkung ihres Körpers, jenen Schleimfaden von ihrem Schwanze ab; die Ueberreste des Fadens blieben an der Planke hangen, wo ich sie früh am folgenden Tage ganz vertrocknet fand, und die Thiere krochen nun beide ihres Weges, hierhin und dahin. — Ein sehr angesehener Naturhistoriker, dem ich meine Beobachtung mittheilte, dankte mir dafür, da durch sie, wie er mir versicherte, ein wichtiger Irrthum in der Geschichte der nackten Schnecken berechtigt würde. Giebt es unter den Lesern

dieser Blätter Naturforscher, so werden sie mir hoffentlich nicht weniger Dank wissen.

Der Mannabaum.

Dr. Campbell hat den Manna, oder Beeid-Baum gesehen, der eine Art von Weide ist. Dieser Naturforscher behauptet aus eigner Beobachtung, daß die auf dem Strauche guicoun gefundene und gewöhnlich für das wirkliche Material verkauft werdende Substanz Quezunga — been, und nicht Manna ist.

Erfindungsgeist einer Spinne.

Im Anfange des Herbsts, oder in der Jahreszeit, in welcher die Spinnen weiblichen Geschlechts am auffallendsten, das heißt am dickbeleibtesten sind, bemerkte ich eine große Gartenspinne, welche in der Mitte des Hauptganges eines Gartens in folgender Manier ihr Netz gesponnen hatte.

An den beiden Seiten des Ganges standen, da wo sich das Netz befand, ein Paar hochstämmige Obstbäume. Das Netz selbst war so hoch, daß man mit erhobener Hand nur mit Mühe hineinschlagen

konnte. Die eine Seite des Netzes, die rechte, hatte die Künstlerin mittelst ein oder ein Paar Hauptfäden an ein Paar Aeste des ihr zur Rechten stehenden, die andere, die linke, auf eben solche Art an den zur Linken stehenden Baum befestiget. Nach oben zu aber, war die Befestigung des Netzes an die über den Weg selbst sich herüber wölbenden Aeste beider Bäume geschehen. Es fehlte nun noch die Befestigung des Netzes nach unten zu. Wie hätte sie die bewirken sollen? — Die war ja wohl inpracticabel? Denn senkrecht unter sich, hatte sie nichts, — keinen etwa tief herunter sich neigenden Ast, — kein über den Weg herliegendes Gesträuch, — kein im Pfade aufgeschossenes Pflänzlein, nichts als den bloßen nackten Boden des Pfades selbst, durch den die fleißige Hand des Gärtners kein Unkräutlein herdurchbrechen ließ. — Wie war da wohl eine Befestigung des Netzes auch nur denkbar möglich? — Vielleicht für menschliche Vernunft, die solche Netze nicht zu spinnen, und also auch, — etwas vornehm philosophisch zu reden — die Erfahrungen der Sinnenwelt, in Beziehung auf jene Unbedürfnisse zu verarbeiten nicht nöthig hat, nicht; aber für Spinnen-Vernunft wohl. — O, daß doch die schöne Hälfte unserer Leser, sie, die so manches Zaubergespinnst, zu weben weiß, uns

arme Männer damit zu bestricken und verstricken; o, daß sie doch diese höchste spinnische Feinheit sich merkte, um davon, nöthigen Falls, eine Anwendung — jedoch in Liebe — zu machen! —

Mit jenem nackten Boden hatte unsere Spinne Mittels genug zur Befestigung des zu befestigenden Fadens. Denn der Boden war mit grobem Flußsand, dessen Bestandtheile, wie bekannt, Sandsteinlein und Steinchen sind, belegt. Da hatte nun die Tausendkünstlerin sich ein birnförmiges Steinchen ausgesucht, grade schwer genug um ihr Gespinnst straff aus einander zu halten, und nicht zu schwer, es zu zerreissen. Dieses birnförmige Steinchen hatte sie über und über besponnen, so daß es, den schweren Theil, oder den Kopf, nach unten zu, den dünnen, oder Stengeltheil aber, in die Höhe gerichtet, darin wie in einem Netze lag. Auf diese Art nun hatte sie dieses Steinchen an ihrem Netze, vermittelst eines Haupt- oder sehr dicken Fadens befestiget in die Höhe gezogen, daß kleine Leute unter dem Steinchen weggehen konnten, ohne auch nur zu ahnen, was über ihnen für feines Spinnen-Raffinement sich schauen lasse, große aber, recht eigentlich mit der Nase darauf gestoßen wurden: als welches denn auch mein hohes Verdienst bei dem Fund war.

Für Rosenliebhaber.

Nach der Lehre eines französischen Blumengärtner zieht man grüne Rosen auf folgende Art.

Neben einem Rosenstrauche pflanzt man eine Stechpalme (Wald-Distel, ilex aquifolium); — wenn die Wurzel derselben ein wenig ausgeschlagen hat, so spaltet man ein Reis der Stechpalme, und setzt einen Rosenzweig bis an das Auge hinein. Hierauf verbindet man die Spalte genau mit Hanf oder Flachs, damit keine Luft eindringen kann; hat das Auge des Rosenstockes getrieben, so trennt man das Stechpalmreiß von demselben, und es erscheinen grüne Rosen.

Wählt man statt der Stechpalme Gnist (Pfriem, Spartium scoparium) so bilden sich gelbe Rosen.

Der Ornithorynchus.

In Port Jackson ereignete sich der Fall, daß ein Mensch, welchen ein Ornithorynchus mit dem an seinem Hinterfuße befindlichen Sporn (ergot) verwundet hatte, eben die Zufälle empfand, welche der Vipernbiß hervorbringt, und auch nur durch Mittel

geheilt wurde, welche man gegen die Wirkung des Vipernbisses anwendet.

Ein Naturforscher hat die Organisation dieses höchst sonderbaren Thiers untersucht und gefunden, daß der an den Hinterfüßen des Ornithorynchus befindliche hornartige Sporn, der äusserlich dem Hahnensporn, aber durch seine innere Bildung den Giftzähnen der Viper ähnlich sey, und daß man, wie bei dieser Schlange, eine Giftblase, einen Gift leitenden Kanal, und eine Oeffnung finde, durch welche es dem obern Ende des Sporns hervordringe.

Des Versuches werth.

Ein amerikanisches Blatt enthält folgendes ausserordentliche (höchst unwahrscheinliche) Beispiel von den Wirkungen, den das Blut eines tollen Hundes auf das vegetabilische Leben hervorgebracht hat. „Etwa ein Quart von dem Blute eines getödten tollen Hundes ward ungefähr 4 Fuß von den Wurzeln eines großen, in voller Blüthe stehenden Birnbaums eingegraben. Einige Tage nachher ward der Baum ganz bis an die höchsten Zweige verwelkt, und dieß gieng so schnell fort, als wenn er abgehauen wäre.

Als man das Loch grub, wurden einige der zartesten und entferntesten Wurzeln abgeschnitten, wodurch das Gift im Stande war, sich mit dem Saft zu vermischen, und seinen schädlichen Einfluß nach allen Theilen des Baumes zu verbreiten."

Es ist sehr zu bezweifeln, ob bis jetzt ähnliche Beobachtungen gemacht worden sind, und es wäre gewiß der Mühe werth, auf diese Erscheinung aufmerksam zu seyn.

Wohlerzogenes Pferd.

Das Pferd Cheri, Frankonis Zögling, erreichte solch einen hohen Grad von gerade seinem natürlichen Zustande entgegengesetzter Biegsamkeit, daß selbes alle Stellungen, die ihm sein Herr geboth, annahm. Es kniete z. B. nieder, macht den Todten, hob auf, und brachte die Sachen, welche man in Circus fallen ließ. Was aber die höchste Bewunderung erregte, war, daß Cheri sich an einen Tisch setzte, und ausgesucht feine Speisen, als eine Pastete und Kirschen zum Nachtische verzehrte; mit dem Maule ergriff Cheri einen Becher und leerte ihn auf das Wohl der Gesellschaft aus.

Pyrolla umbellifera.

Die in Virginien wild wachsende Pflanze, pyrolla umbellifera, wird von amerikanischen Aerzten als ein spezifisches Mittel gegen den Krebs und skrophulöse Krankheiten gerühmt.

Für Mineralogen.

Man hat in den Minen Brasiliens eine Substanz entdeckt, welche Diamanten, Gold und Eisen in sich enthält. Ein Stück davon wurde an Herrn Mave gesandt, welcher unter andern Crystallisationen auch 2 Diamanten darin gefunden hat. Dieß könnte vielleicht zur Lösung der Frage führen: Welches sind die Substanzen, die zur Bildung des Diamants erforderlich sind?

Mammouths.

Die Zeitung Columbian in Newyork theilt ein Schreiben vom Fort Wayne mit, welches erzählt, daß man nicht allein in der Nähe dieses Platzes die Reste von Mammouths in einem

bessern erhaltenen Zustande, als sonst vorfände, sondern daß die Indianer auch versicherten, dieß Thier, was man für längst ausgestorben hält, lebend gesehen zu haben; „es habe, berichten sie, einigermassen Aehnlichkeit mit einem Schweine, dunkelbraune Haare, kleine Augen, hängende Ohren und gespaltene Klauen; sie hätten es nie liegend, sondern nur an Bäumen gelehnt gesehen; es sey nicht Fleischfressend, sondern nähre sich nur von jungen Laub und Pflanzen.“

Interessante Affenarten.

Ein Aufsatz über verschiedene Affenarten ist für jeden Leser sehr interessant. Nach Sonnini hat der Makoko ein dunkles Gefühl von einem höhern Wesen. Mehrere Beobachter haben wahrgenommen, daß diese Thiere sich oftmals am Tage vor die Sonne hinstellen, mit dem Ausdrucke der Freude und Bewunderung.

Marcgrave erzählt von den schwarzen Brüll- oder sogenannten Predigeraffen, daß sie sich Morgens und Abends zu feierlicher Unterhaltung versammeln. Einer stellt sich dann höher,

giebt den andern ein Zeichen, daß sie sich um ihn her niedersetzen und hören sollen, dann macht er ein Geschrei, welches wahrscheinlich eine schöne Rede ist, bei der er freilich die neuesten Regeln der Deklamation nicht allzusehr respektiren mag. Die Uebrigen schweigen ganz stille, bis sie auf ein neues Zeichen einmüthig schreyen; dann wird es wieder still, und der Redner spricht sich rein aus.

Hamilton sah auf Java einen Orangutang, der Feuer anzündete und mit dem Munde anblies, auch Fische röstete, um sie mit gekochtem Reis zu speisen, Lecomte fand auf den moluckischen Inseln ein gleich geschicktes Exemplar dieser Affennatur, dessen Handlungen bis auf den Ausdruck der Leidenschaften völlig menschlich waren.

Grandpré sah einen weiblichen Schimpansen auf einem Schiffe, welcher unter andern den Backofen heitzte, und dem Bäcker den nöthigen Wärmegrad anzeigte, der sich durchaus auf diese Nachricht verließ, und seinen Teig einschob. Gemißhandelt von dem Obersteuermann, weigerte er sich, ferner Speise anzunehmen, und starb am fünften Tage vor Hunger und Betrübniß.

In China wurden einem russischen Gesandten

mehrere Affen gezeigt, welche die Farben genau unterscheiden konnten, und damit sie sich dem Menschen immer mehr nähern, führen sie auch recht menschlich Krieg. Nach Tavernier setzen die Indier zum Spaß mehrere Reiskörbe an Orte hin, wo sich Affen befinden, und nicht fern davon legen sie starke Knüppel. Die Affen kommen, blecken sich an, als Kriegserklärung, und manövriren nun vor- und rückwärts. Sobald eine Partei genießen will, geht das Prügeln los, und wer nun das Feld behauptet, der frißt.

V.

Dramaturgie.

Einige Worte über Mimik.

Mimik ist die Kunst, durch Geberden (im weitern Sinne) — die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannigfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen durch Willkühr hervorzubringenden und unmittelbar anscheinenden Zuständen ist. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist daher in gewissen Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist aber schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von

dieser selbstständigen, aber natürlich in Hinsicht ihres Inhalts beschränkteren Mimik handelt insbesondre der Artikel Pantomime. Die erstere Art der Mimik aber schließt sich an die verschiedenen Dichtungsarten, nach deren besonderem Charakter an, und ist daher mit der Declamation genau verbunden. Sie ist in so fern in didactischen und erzählenden Gedichten im Ganzen ruhiger; bewegter in lyrischen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, so wie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich soll die Objectivität der Darstellung die Subjectivität des Darstellers beherrschen, und der Darstellende soll als ein Anderer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine solche Kunst daher von der Nachahmung anfange, von der sie auch den Namen führt, ist ganz natürlich, aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Fürs erste kann die Nachahmung eines Andern, besonders zum Behuf des Spottes und der Lust, zu dieser Kunst zwar die Veranlassung seyn, und das Talent des Darstellenden in

vielen

vielen Fällen entwickeln, allein die Kunst soll nicht das Einzelne, sondern zugleich das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtseyn darstellen. Mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Darstellenden hervorgehen und jeder einzelne Theil derselben sich aus ihr in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeusserungen entwickeln. In dieser Beziehung giebt es auch analog der ebenfalls successiv darstellenden Tonkunst einen mimischen Rhythmus und mimischen Accent. Um ferner wahr zu seyn, muß die Geberdendarstellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derselbe muß zu einem freien künstlerischen Zwecke, zu einem poetischen Ganzen verbunden, und so aufgefaßt werden, wie er sich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derselben Lage zusammenhängend gezeigt haben würde. Hierin besteht die Natürlichkeit des mimischen Spiels, welche sich mit der Kunst verträgt, und hieraus ist begreiflich, in wie fern der Mime die Natur, d. h. den mannichfaltigen Ausdruck der verschiedenen Gemüthszustände in der Wirklichkeit studieren muß.

Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen, so sind

es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, so wie im Aeussern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um jene Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Uebergänge bestimmt auszudrücken. In letzterer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen, deren Triumph darin besteht, die Ruhe in der Bewegung darzustellen und den Ausdruck des Affects, der den blos nach Natürlichkeit strebenden Künstler leicht zum Häßlichen und Manirirten verleitet, durch das Maaß der Schönheit zu beherrschen. Doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerläßliche Erfoderniß des Mimen ist nun ein von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgesitteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann: das zweite und höhere die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, sie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale bestimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht.

Was die Geschichte der Mimik bei den kunstgebildetsten Völkern anlangt, so wollen wir hier nur einige Züge derselben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinn, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der neuern mehr pittoresk ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbstständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt würde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „bestimmte Gestalten, kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von blosser Repräsentation, wie sie heut zu Tage Statt findet, zeichneten die antike Mimik aus." Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Musik auf der einen, und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Letzteres beweisen die mimischen Tänze, von welcher Xenophon in seinem Gastmahl und in der Anabasis uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor Allen berühmt, dessen Unterricht die Redner benutzten.

Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet. Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemählde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturlisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel-Schütz &c. herausheben. Was die von den Künstlern jetzt sehr vernachlässigte Theorie der Mimik anlangt, so haben uns schätzbare Beiträge zu derselben geliefert: Engel in seiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thle. (oder 7. und 8. Bd. seiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehreren Schriften, z. B. in seiner Grundform der Tago, Gött. 1812, und in seiner Kritik der Kunst, ebendaselbst; ferner in seinen Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorlesungen über Declamation und Mimik, Braunschweig 1816,

denen man noch hinzufügen kann Klingemanns Vorlesungen für Schauspieler, und das viel umfassende Werk des Engländers Gilb Augustin Chironomia ꝛc., welches eine besondre Notenschrift für die Geberden liefert, und in einem deutschen Auszuge Leipz. bei Baumgärtner 1818, 8. erschienen ist. Ueber die Mimik des Redners giebt es mehrere Schriften, z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredsamkeit, Hamb. 1792.

Lacrimas.

(Aus dem Freymüthigen.)

Ein Schauspiel, herausgegeben von ***. Dieser Herr *** hat wohl zuweilen gesehen, daß man den kleinen Kindern bunte Nürnberger Bilderchen giebt, und ihnen weis macht, es wären Gemählde. Da er nun bekanntlich das ganze Publikum für kleine Kinder, und sich allein für den Präceptor hält, so wirft er hier ein solches Bildchen unter sie, und sagt in einem Sonnett: es wolle ihm gemuthen, daß seines Freundes Dichtung gleich einer Ananas sey. In unserm Himmelsstrich wächst die Ananas — wir wissen wo und worauf; und in dieser Rücksicht gleicht die ***

Ananas allerdings der ächten. Der Verfasser des Lacrimas verdient jedoch bloß Mitleid, weil er wirklich unter diejenigen gehört, welche von den Gesetzen für personas miserabiles erklärt, und der Vormundschaft empfohlen werden; aber Herr *** der, bloß um sich einen Spaß zu machen, das Publikum so verhöhnt, der verdient Züchtigung: denn es ist geradezu unmöglich, daß ein Mann von Geist im Ernst etwas ganz Verrücktes loben und anpreisen könne.

Da kein vernünftiger Mensch diesen schön gedruckten Lacrimas durchlesen wird, der Freimüthige aber nun einmal, zum Beßten des Publikums, den bittern Kelch geleert hat, so will er den Leser mit kurzen Worten in den Stand setzen, zu beurtheilen, wie diese Ananas riecht und schmeckt.

Man beliebe sich zuerst mit ihm in einen Garten bei Mallaga zu versetzen. Ismene, ein liebesieches Mädchen, spaziert am Meeresufer, sieht auf den Wellen Levkojen und Jasmin blühen, und der Meerschaum kommt ihr vor, wie Hyacinthen und Rosen. Die See ist also ein Garten. Aber gleich darauf fällt es ihr ein, daß die See eigentlich eine Straße ist, auf der sie zu ihrem geliebten Lacrimas kommen möchte. Doch der

Wellen Blumenhülle trügt; die Fluthen ernten Thränen von ihr, und nun ist die See auf einmal eine Laute (ein musikalisches Instrument). Man sieht aus diesem erhabenen Unsinn, daß es der guten Ismene gegangen ist, wie der armen Gräfin Orsina. Lacrimas hat sie verlassen.

Florio kommt, ihr Vetter, aber eigentlich nicht ihr Vetter, sondern nur ein angenommener Sohn ihres Oheims. Der erinnert sich eines ganz besondern Knabenspiels, welches er oft getrieben hat; er sprach und spielte nämlich mit Sonnenstrahlen (vermuthlich hat des Verfassers Kopf dasselbe Spiel etwas zu keck getrieben), und darum sehnt er sich nach dem Vaterlande. Er hat ein Schiff im Hafen gesehen, dessen blühende Gewande (die Segel) am Maste gehangen haben, wie am Nacken der Schönsten aus dem Morgenlande. Schwerlich wird die Schönste aus dem Morgenlande es ihm Dank wissen, daß er ihren Nacken mit einem Mastbaum vergleicht. Florio möchte gar gern nach Afrika zurück, weil er dort ein Mädchen kannte, die ein blühender Mond ist; aber er fürchtet sich nur, seinen Pflegevater Antonio zu betrüben.

Maria, Ismenens Mutter, wünscht zu wissen, was dem Mädchen fehlt, erfährt aber nichts.

Jetzt zeigt der Schauplatz den Hafen zu Mallaga. Lacrimas erscheint und sagt:

Mein Auge träumt, es habe sich gepflücket
Auf süßer Flur, die ihre Wimpern schließen,
Ein keimend Aug', aus dem ihr Bild wird
sprießen.

Aus Sehnsucht nach Ismenen ist er zurückgekommen.

Diarmandas, sein Gefährte, kommt mit einer Sklavin Delphine, die schön singt, und die er dem Sultan bestimmt hat. Er ladet Lacrimas zur Ruhe in eine nahe Burg, und hofft auch, daß die trauernde Delphine sich erholen werde. Er sagt:

Der Wangen rother Duft will schwinden,
Sie senkt den weißen vollen Hals;
Und sollte nicht, statt des Verfalls, (wie
poetisch!)
Ihr Reitz dort neue Nahrung finden?

Jetzt wieder Ismenens Garten, wo sie herumgeht und der Wolken Sehnsuchtklänge sieht! Die See, die ihr Anfangs ein Garten, eine

Straße und eine Laute war, ist nun eine Brücke geworden.

Lacrimas, der Ersehnte, Erseufzte, kommt, und die Liebende empfängt ihn mit diesen feurigen Worten:

O Lacrimas! darfst du aufs neu hier stehn?

Er versetzte: der Schmerzen Heer hab' ihn in starken Massen umgeben; sie bleibt ihm nichts schuldig, und hat den Harm in Klageliedern grünen lassen. Sie kann nirgends bleiben, wo ihre Augen nicht bei den seinigen gasten (zu Gaste gehen). Er bittet, die Seele seiner Lippen zu dem Mahle der ihrigen gehen zu lassen, und küßt sie. Die Eltern kommen und sind in nicht schwachem Grade erfreut. Lacrimas verspricht, sich in ihrer Nähe anzukaufen. Ismene wird ihm verlobt; er bleibt aber dennoch schwermüthig.

Hierauf Florio allein. Er sagt, er sey ein Quell von Steinen umschlossen, er habe in der Ferne einen schönen unsichtbaren Mund aufblühen hören! (Er hörte nämlich Delphinen singen). Die Töne sind auf ihn, den Quell in Klippen, gefallen, da sind die Felsenbande geflohen; der süße Ton drehte sich in ihm wie

Räder in den Flüssen, und seine Sehnsucht wand sich um die Schaufeln *). — Jetzt befinden wir uns vor dem Schlosse Sandolos. Delphine singt auf dem Balkon; Florio hört ihr zu; sie merkt endlich, daß es sich unten regt, wie eine Schaar Rosen. Auch er singt. Sie ist bewegt, versichert aber, daß ihr Herz schon versagt sey.

Im zweiten Akt schlummert Ismene im Garten; die Mutter will sie nicht stören, weil ihr Schlaf erst in seiner Jugend ist. Sie spielt ganz unausstehlich mit den Worten Leben und Blumen. Lacrimas kommt und macht es ihr nach, mit den Worten: Frevel und Friede; und — gleich, als hätten sich alle Drei das Wort gegeben — erwacht Ismene, und thut das nämliche mit den Worten: Eltern und Liebe. Man muß diese sublim unsinnigen Stellen selbst nachlesen; sie sind zu lang, um ausgezogen zu werden. Sie bittet endlich Lacrimas, er soll sich ihr entgegenranken. Er thut

---

*) Da es dem Leser oft vorkommen möchte, als sey es gar nicht möglich, so viel Unsinn in einer einzigen Ananas zusammen zu pfropfen, so versichert der Freimüthige Ein- für allemal, daß er gewissenhaft und wörtlich citirt.

es, ist aber traurig. Sie will mit ihm zur Flur der Wehmuth eilen, und umarmt ihn, so daß ihre Locken ihn umgeben.

Vor dem Schlosse Sandolos erfährt jetzt Florio von dem Schiffer Gualib, daß sein Herr Delphinen von einem afrikanischen Schiffe gekauft hat. Weiter weiß er nichts von ihr. Delphine kommt selbst, und es wird erstaunlich viel von Blumen geschwatzt.

Von da wandeln wir wieder zu Ismenens Garten, wo Lacrimas seiner jungen Frau endlich die Ursache seiner Schwermuth entdeckt. Er ist nämlich ein Afrikaner, ein Heide; er hat sie betrogen, und muß zurück. Sie klagt: kaum habe sie seine Liebe endlich gekostet, so wolle die selige Fluth sie schon verlassen. Ihre Liebe lasse sich aber nicht verwüsten, ihre Arme nennen ihn wieder den ihrigen, sie thut ihm den Busen willig öffnen, und will mit ihm ziehen. Darauf wünscht der wackere Heide, daß Christus dem Verein seinen Segen geben möge. Man erfährt übrigens aus dieser Scene, daß zwei Sultane in Afrika Feinde waren; der treue Vezier Zumrud versöhnte sie durch ihre Kinder, Amigad, den Sohn des einen, und Dilnua, die Tochter des andern. Ein feindli-

cher Ueberfall nöthigt den Vezier, die Kinder auf ein Schiff zu senden; und, als die Gefahr vorüber ist — sind sie fort mitsammt dem Schiffe.

Lacrimas, der eigentlich Abdelasis heißt und für des Veziers Sohn gilt, wird vom Vater geschickt, die Verlornen zu suchen. Statt ihrer fand er Ismenen, konnte zwar nicht lange bei ihr verweilen, kam jedoch durch List bald zurück. Nun hat er aber kein Geld mehr, und es ist nothwendig, Rekruten aus Afrika zu holen, um das gekaufte Schloß damit zu bezahlen.

Wir werden an den Hafen versetzt, sehen Delphinen und das Gepäck wieder einschiffen, und auch Florino überredet den Schiffer, ihn, als Morgenländer verkleidet, mitzunehmen.

Der dritte Akt spielt in Afrika. Der Vezier, oder jetzt Bassa, Zumrud, empfängt seinen Sohn und dessen Gefährtin, die zwar die Verlornen nicht gefunden haben, doch statt deren eine reitzende Sklavin (Delphinen) für den Sultan mitbringen. Bleib mit dergleichen Trost zurück, sagt Zumrud, der mir gar wenig dienen mag. Es wird aber doch beschlossen, zum Sultan zu reisen.

Ismene, jetzt Gulendam, lustwandelt mit Lacrimas in den Gärten des Bassa, und er versichert sie, daß er um ihrentwillen zu Thränen geworden (ein elendes Wortspiel mit lacrima.)

Ihr fehlt nichts als ein Kreuz, an welchem sie beten könne. Das verspricht er ihr.

Florio zeigt sich als Sklav und Gärtner. Dann erfährt man von Zumrud, daß er in Delphinen die verlorne Dilnua ahnet. Hirten bewahrten einst Dilnua; Beduinen raubten sie, und verkauften sie an Korsaren, folglich u. s. w. Um auch noch den verlornen Amigad zu finden, will Zumrud nun selber fort, und Lacrimas soll indessen an seiner Statt herrschen.

Florio hat erfahren, daß Delphine nach der Residenz des Sultans gebracht worden, und beschließt auch dahin zu entfliehen.

In diese Residenz werden wir nun versetzt. Delphine zeigt sich auf dem Balkon, und will hinaus, den Frühling zu bewillkommen. Hierzu will sie sich folgendergestalt kleiden: (hier können die Damen Geschmack lernen!) Um das Haar, und wohl zu merken um das Haupthaar (sie bestimmt es ausdrücklich) will sie einen himmelblauen Sammt win-

den, einen Florschleier mit Silber durchwirkt, eine goldene Blume in die Binde gesteckt, die Wimpern will sie roth färben, den Busen soll nur ein leichter dünner Schleier bedecken, der Gürtel wird grün gewählt, die Beinkleider von rosenrothem Atlas; dann will sie noch Juwelen um die Knöchel schlingen, und so herausstaffirt den Gebieter begrüßen.

In einem öffentlichen Garten, in der Residenz des Sultans, feiern die Leute das Haraphat-Fest. Florio ist da als Blumenverkäufer, der Vezier, verkleidet, und Temim, ein Greis. Dem letztern giebt Florio seine Früchte gratis: und weil du willst so artig denken, sagt Temim, sie ohne Zahlung mir zu schenken u. s. w., so will er auch der Vertraute seiner Liebe werden. Da er erfährt, daß die Geliebte eine Dame aus dem Pallaste ist, den er grade mit behütet, so bestellt er ihn in das Wäldchen, um mit dem Beil Gänge hineinzuschlagen. Dort sieht ihn nun Delphine, und findet ihn, trotz ihrer älteren Liebe, so reitzend, daß sie gleich nach beiden Jünglingen Geitz fühlt. Er hat eben eine Zypresse umgehauen, und sie ergötzt sich daran, wie die sterbende Zypresse ihre sinkende Krone noch einmal an seiner Wangen Blumenbeete lehnt;

(wie stark muß dieser Florio seyn, wenn er eine ganze Cypresse mit der Backe stemmt)! auch gewinnt sogar das Beil in seiner Rechten hohe Schönheit.

Sie nähert sich ihm, Blumen begießend; und o! welch Wunder! indem sie das Wasser ausgießt; wird er gewahr, daß ihre Augen einen Regenbogen hineinmahlen. Er redet sie im gewöhnlichen Styl an. Sie entflieht zwar, ist aber entschlossen, die Seinige zu werden, wenn er den Lockungen ihrer Vertrauten, die sie dazu instruirt, zu widerstehen vermag.

Wir fliegen wieder hinüber zu Ismenen, die Heimweh hat, und sich wundert, daß der Wurm der Zeit die Lust der Seele so stechen kann. Sie fühlt, daß der Reue Schmerz der Wonne Flächen umwächst.

Rasch flattern wir wieder in des Sultans Gärten, wo abermals ein Fest, das Ramadan-Fest, gefeiert wird. Hier nun will Delphinens Vertraute abgeredetermaßen den Florio verführen. Sie bittet ihn, ihr zu leihen seines Mundes junge glühende Korallen, sie drohet sogar; aber alles umsonst. Hierauf beschließt Delphine, sich ihm zu ergeben.

Der Vezier wird von Temim auf die Spur gebracht, daß Florio wohl der verlorne Sohn Amigad seyn könne. Florios Pflegvater allein kann dies Räthsel lösen, und er überredet Lacrimas, nach Spanien zu schiffen, um ihn her zu holen. Damit aber Lacrimas nicht etwa selbst dort bleibe, muß er seine Frau als Geissel zurücklassen, worüber denn diese natürlich ausser sich ist.

Im vierten Akt kommt nun Lacrimas wirklich wieder zu seinen trauernden Schwiegereltern, und überredet sie, sammt Antonio mit ihm zu reisen, doch ohne zu wissen, wohin, und ohne darnach fragen zu dürfen.

Durch einen Wink des erhabenen Dichters werden wir wieder nach Afrika versetzt, wo Delphine sich einstweilen vom Scheitel bis zur Sohle ihrem Jüngling weiht, und sich wundert, daß die Freude sie so mit Schmerz bestreue; Ismene aber der Rückkehr des Gatten in komischer Verzweiflung harrt.

Doch endlich bringt Lacrimas sie glücklich alle zusammen. Die Entwickelung ist folgende: Antonio war einst Sklav in Afrika, liebte ein mohrisches Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Die Mutter starb, er floh, sein Schiff gerieth in Kampf

und — um nicht länger den schrecklichen Kampf mit unsinnigen Unsinne und gränzenloser dramatischer Erbärmlichkeit kämpfen zu müssen — fliehen auch wir diesen Lacrimas.

Maklin.

Man hat oft als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß der berühmte Baron noch in seinem achzigsten Jahre den Rodrigo im Cid gespielt habe. Der englische Schauspieler Macklin aber gab noch in seinem hunderten Jahre den Shylock in Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Er starb 1797 in seinem 107 Jahr, und ließ Memoiren nach, die für die Geschichte des englischen Theaters und für die Schauspielkunst selbst, sehr wichtig seyn sollen. Leider hat man nur seine Lebensgeschichte aus denselben bekannt gemacht.

Guter Rath.

In einem Memoire von Lekain über die französische Bühne, giebt er einem seiner Kameraden, der die Vertrauten-Rollen spielte, den wohlmeinenden Rath: dem Fürsten oder Herrn, dem er zu-

gehöre, immer untergeordnet zu bleiben, sich nie gleichsam familiär mit ihm zu machen, und nie die Stimme eine Oktave höher als jener zu erheben; es sey denn in der Leidenschaft, die alles und in allen Ständen entschuldige. Die Befolgung dieses guten Raths wird auch den deutschen Schauspielern sehr ersprießlich seyn; und für diese fügen wir noch hinzu: daß sie sich doch ja des verzweifelten Anfassens und Antastens so viel wie möglich enthalten wollen. Es ist ein gar elender Nothbehelf für die Hände.

Eine Rarität aus Wien.

(Vom Komödienzettel wörtlich abgedruckt.)

Heute Samstag den 26. März 1803 wird im kais. königl. privil. Josephstädter Theater aufgeführt, zum Vortheil des Christian Albrecht Gottfried, Schauspieldichter und Schauspielers,

zum erstenmale:

Der Todenreiter, oder die Kalkgrube im Todesthurm.

Ein heroisch-komisches Zauberspiel mit Gesang, Maschinen und Flugwerk, dazwischen verflochtenem Feuerwerk.

Frei bearbeitet von Christian Albrecht Gottfried.

Die Musik ist ganz neu und geschmackvoll hiezu verfaßt, Dekoration und Kleidungen neu, das Orchester doppelt besetzt.

Personen:

Zamut, der Todtenreiter genannt, welcher auf einem seltsamen und wunderbaren Saul reitet, der Feuer speyt. — Elior, ein Held. — Hermione, seine verstorbene Gemahlin, Nicht Geist. — Kaalor, ein Todtengräber. — Friolard, ein armer Waffenknecht, nun ein Heerführer. — Libania, eine wohlthätige Fee, Besitzerin des Goldapfels und Zamuts Weib. — Platona, Besitzerin einer Stadt, Fluren und Obstgärten im Eldorado. — Caspario, vormals ein Sandalenmacher, nun ein Todtengräberjunge. — Capricia, seine geliebte Jungfer von grünen Berg genannt. — Lamorel, ein maliziöser Diener des Zamut. — Sanguinor, ein heißhungeriger Liebhaber des schönen Geschlechts. — Hector, ein junger Mensch, der's Geld liebt. — Amor, Gott der Liebe. — Kaalors drei Söhnlein. — Kaloppira, Trappa, Schlampina, Nymphen auf Platonas Fluren. — Zamir, Hollu, Calvi, Marronco, Aufbewahrer von Kaa-

lors Herz in der Kalkgrube, Zamuts Kreaturen. — Fünf Männer, fünf Weiber, Platonas Bundgenossen. Alle auf einem Acker in Krauthäupter verwandelt. — Erster, zweiter, dritter singend und tanzender Fuß. — Zamuts Knäblein, welches in die Kalkgrube fällt, und darin zu lauter Füße wird. — Helden, gewaffnete Krieger, Leichengäste, Volk beym Feuerlöschen, Ungeheuer von vielen Gattungen und Feuerschiffer auf dem feurigen Meere zum Todesthurm des Zamuts.

Gnädige, Verehrungswürdige!

Wenn meine bisher gelieferten Stücke einigermassen Ihren Beifall verdient haben, so bitte ich bescheiden, mir diese selige Erinnerung mit der Gnade Ihres Besuchs zu beweisen, indem ich versichere, daß das heutige Zaubersingspiel all meine bisher geschriebene Werke übertrifft, — ich habe alle meine Kräfte zusammengerafft, und den kostspieligen Aufwand nicht gespart, um für Dero mir heute geschenkten Besuch ächt dankbar zu seyn.

Dero unterthänigster Diener,
Christian Albrecht Gottfried,
Schauspieldichter und Mitgl. des k. k.
Josephstädter Theater.

David Garrick,

vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford gebohren, wo sein Vater, Capitain bei der engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine ursprüngliche normannische Familie, welche la Garrique hieß, hatte sich zur Zeit des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauspielkunst entwickelten sich früh. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnson übergeben ward; eben so wenig konnte er bei seiner lebhaften Phantasie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrsamkeit Geschmack finden. Sein wenig begüterter Vater schickte ihn darauf nach Lissabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Weinhandel, gab aber auch diesen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft und debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerspiel Oronoko. Der Beifall, den sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbrei-

tete sich nach London, wohin man ihn berief. Er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er im Jahr 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters nebst der Erneuerung des Privilegiums kaufte und die Direction desselben übernahm. Hier spielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reisen anwendete. Den 10ten August 1776 betrat er zum letztenmale in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Lustspiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er sich auf sein reitzendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe desselben nicht ungestört genießen, da er von heftigen Steinschmerzen befallen ward, und starb im J. 1779. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er sich mit der berühmten und überaus schönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Person, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte schwarze lebhafte Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigste in seiner Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er auch gleich groß im Tragischen und im Komischen, wiewohl das letztere eigentlich sein höchster Triumph war. Lichtenberg, der ihn selbst sah, hat uns äusserst schätz-

bare Bemerkungen über einige seiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenschaften bis in die kleinsten Details kannte und beobachtete, beweist folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," sagte er einst zu einem französischen Schauspieler „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur — wenn sie mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über seinen Körper hatte, zeigt folgende Anekdote, die er selbst erzählt hat. Der berühmte Verfasser des Tom Jones war gestorben, als man den Druck seiner Werke vollendete; man wünschte sein Portrait dazu zu besitzen, und Garrick versprach, es zu schaffen. Er gieng hierauf zu seinem Freund Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickelte sich in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Physiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er seine Stimme, rufte dann Hogarth, und bath ihn zu mahlen. Hogarth erschrickt, er glaubt Fielding selbst zu sehen. „Eile, mich zu mahlen!" sagt ihm Garrick. Dieser thut es; und dies ist das Portrait, das in der englischen Ausgabe des Fieldings Werken steht. Ausser seinen Verdiensten als Schauspieler, trug Garrick als Schau-

spieldirektor ungemein viel zur Verbesserung der englischen Bühne bei. Auch als Schriftsteller bewies er sich thätig, sowohl in Verfertigung eigner Stücke, die nicht ohne Schönheit sind (gesammelt in 3 Bänden, London 1798, 12.), als auch in Umarbeitung, Abänderung und Uebersetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl seiner zum Theil trefflichen Prologen, Episteln und andern Gedichte ist gleichfalls sehr beträchtlich. (Unvollständig gesammelt in 2 Bänden 8., London 1785.) Nach einer Nachricht im deutschen Museum (1777) soll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen, und in der Westminster-Abtey an dem Fuße eines Denkmals, das dem Andenken Shakspeare's errichtet ist, beigesetzt. Er hinterließ ein sehr großes Vermögen, das er theils seinem Glücke, theils seiner Sparsamkeit, die oft an Geiz gegränzt haben soll, zu danken hatte.

Julien-Louis Geoffroy

war einer der berühmtesten Theater-Aristarchen Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jesuiten seine Studien

und sah sich ohne Aussicht, als die große Catastrophe für diesen Orden eintrat. Er wurde darauf Erzieher in dem Hause eines reichen Privatmannes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauspiel zu besuchen, so entwickelte sich seine Neigung für dasselbe. Diese Neigung veranlaßte ihn, die Schauspielkunst, ihre Regeln, den Werth der Schauspiele, den Geist der Dichter und die Talente der Schauspieler zu erforschen und zu studieren. Um zu einer tiefern Einsicht des Wesens der dramatischen Kunst zu gelangen, schrieb er selbst eine Tragödie, Cato's Tod, im Grunde aber nur zur Uebung. Er überreichte das Stück der Theaterdirektion, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünschte; die Aufführung des Stückes selbst hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der spätern Zeit sogar ein Stück, Cato's Tod, unter seinem Namen drucken, als dessen Verfasser Cubières Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt suchte er bei der Universität angestellt zu werden. Er konkurrirte von 1773 drei Jahre hinter einander bei dem alljährlich ausgestellten Preis der lateinischen Beredsamkeit, und erhielt ihn dreimal, so daß man sich genöthigt fand, das Gesetz zu machen, daß ein und

derselbe nur dreimal diesen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die französische Akademie für die beste Lobrede auf Carl V. ausgesetzt, und den Laharpe gewonnen hatte, wurde seiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm sich erwarb. Die Erben der Année litteraire suchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieses berühmten kritischen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der seit kurzem Professor der Beredsamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war und für den geschicktesten Professor der Rhetorik galt. Er übernahm diese Zeitschrift im Jahre 1776 und erhielt sie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In diesen 15 Jahren bereicherte er sie mit geistreichen, gehaltvollen und interessanten Artikeln über Philosophie, Moral und Literatur. Sein Styl ist rein, klar und gedrungen, und was er schrieb, zeugt von Geschmack, Kenntniß der klassischen Literatur, und dem Bestreben, die Leser mehr zu belehren, als zu zerstreuen. Die Revolution, deren anarchische Grundsätze Geoffroy bekämpfte, machte diesen friedlichen Beschäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitschrift; l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und

die Herausgeber proscribirt. Geoffroy flüchtete sich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis zum Jahre 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauspiele im Journal des Débats, und betrat so unter den günstigsten Verhältnissen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falsche Ansichten in der Philosophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unselige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundsätze waren vergessen, sie erschienen als neue Entdeckung da, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was schon hundertmal untersucht worden, von alter und neuer Literatur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da gewesen wäre. Doch bedurfte es in diesem verwegenen Kampfe eines versuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieser Kämpfer war Geoffroy. Er untersuchte mit Scharfsinn, und schonte die Grundsätze der Neuern nicht; diese ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ sich nicht abschrecken, jeden Morgen erschien er mit neuen Raisonnements und neuen Persiflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung; seine Sarkasmen waren oft zu bitter, seine Scherze zu unzart.

Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß Geoffroy gerecht zu seyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte es fast immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen Dichter, und der Schauspieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die seinem Scharfsinn, seinen Kenntnissen und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und seine ungeheuere Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit seinen Grundsätzen einverstanden war, so langweilte man sich doch nie. Ungeachtet er eine Beschäftigung auf sich genommen hatte, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, so fand er doch noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn in diesem Commentar die Poesie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet ist, so hat er doch große Verdienste, insbesondere durch die vortrefflichen Uebersetzungen von mehreren Fragmenten, ja von zwei vollständigen Tragödien der Alten. Geoffroy besaß ein ausgezeichnetes Talent zum Uebersetzen, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erschienenen Theokrit übersetzt hat. Er starb zu Paris in seinem 74ten Jahre, den 26ten Februar 1814.

Der geniale Dramaturg.

In frühern Jahren trieb sich eine Schauspieler-gesellschaft herum, welche Alles aufboth, um Thaliens Tempel zur anziehenden Bierkneipe umzuschaffen. — Vom Direktor — der im zur Landcharte gewordenen seidnen Schlafrocke der holden Gattin als Titus glänzte und die Pucelle d'Orleans mit vier Personen gab — bis zur einäugigen Kindsmagd herab, deren Forcerolle Johanna von Montfoucon war, trug alles das hohe Gepräge der personifizirten Erbärmlichkeit. —

Herr X. . . . der erste Liebhaber, der wüthende Held, der schluchzende Familienvater, der unmenschlich spaßhafte Spaßmacher — dieser Herr X. — ein blos siebenmal relegirter Student — hatte in den süßen Stunden ruhiger Muße als Reminiszenz an die nie wiederkehrenden Wonnetage der so sehr zu würdigenden Kommerçe ein Burschenlexikon verfaßt, welches über 6000 Burschenwörter und unter jedem Worte eine ausführliche Phraseologie enthielt. Nur einiges davon! —

Hund. — Als Schimpfwort ist es unter Burschen nicht sehr gebräuchlich. Man merke blos folgende Redensarten: Auf den Hund

kommen, auf dem Hund seyn, bedeutet in schlechten Umständen des Beutels der Gesundheit sich befinden. Das ist kein Hund — heißt, die Sache ist vortrefflich. — Das Mädel ist kein Hund — soll sagen — es ist ein sehr schönes Mädchen.

Natur. — Heißt ja, freilich, allerdings —

Mist. — Auf dem Miste seyn, bedeutet eine unglückliche Lage. —

Erzhonorig. — Heißt sehr angesehen. —

Das ächte Romang. — Bedeutet, was man bei der gebildeten Menschenklasse unter savoir faire versteht. —

Gnote. — Ist ein Handwerksbursch. —

Schaßen. — Heißt fortjagen. —

Tuschiren. — Heißt beleidigen. —

Manschetten haben. — Bedeutet Furcht. —

Ochs. — Von daher stammt ochsig, oder sehr, ausserordentlich: z. B. ich freue mich ganz ochsig — es ist ochsig kalt 2c. — der Kerl ist ochsig gelehrt. —

Schiebes seyn. — Heißt soviel, als todt, verlohren, zu Grunde gegangen. —

Luderös. — Heißt sehr stark — z. B. Iffland ist doch ein ochsig braver Bursche, der luderöse Stücke schreibt — oder — Kerl! du hast dich ja luderös in Wichs geworfen. —

Niederträchtig. — So viel als vorzüglich — z. B. Oberon ist doch ein niederträchtig schön Ding, u. s. w. — u. s. w. —

Einst traf sich, daß die Gesellschaft in einem Provinzialstädtchen spielte, wo gerade mehrere Studenten aus Halle zu Besuche waren. — Der Anblick ehemaliger fideler Kameraden, und die mächtige Erinnerung an die süße Vergangenheit packten Herrn X. mit Riesenstärke. — Entflammt von heißer Begierde, sich hier hervorzuthun, und den wichtigen Beweis zu liefern, daß er noch ganz jene Sprache inne habe, welche im Munde des Musensohnes so sanft, so wohlthuend ans Herz spricht, faßte er den kühnen Entschluß, das Stück Romeo und Julie nach seiner Manier umzuarbeiten. Das Stück wurde gegeben, von den Gebildeten beweint, vom John Bul aber mit wiehernden Beifall beklatscht. —

Nur eine Szene des 5ten Aktes soll hier aufgenommen werden.

Romeo und Marko.

Romeo.

Schwernoth, Marko! ich kriege Manschetten.

Marko.

Den Teufel auch, Herr! — Haben Sie keine Monetten? und wer die hat, der ist ein erzhonoriger Kerl und futtirt sich viel um die Snoten. —

Romeo.

Ich habe aber ganz ochsige Manschetten. Heute Nacht träumte mir, Julie wäre schiebes — ich habe sie ganz luderös gewichst im Grabe liegen sehen, und — du weißt selbst, das Mädel ist kein Hund. —

Marko.

Larifari. — Träume sind Dreckereien, an denen gerade so viel liegt, als an Schuster Sauers Manichaern. Ein so niederträchtig schöner Kerl, wie Sie sind, Herr! — der überdieß das ächte Komang ganz ochsig versteht, lacht die ganze Welt aus. — Sind Sie denn ganz auf dem Miste, oder sind Sie so luderös verliebt? —

Romeo.

Romeo.

Natur, lieber Marko! — ich verzwatsle, wann ich nicht Gewißheit habe. Komm, wir wollen nach Verona schieben, und das Ding auf den Riemen nehmen.

Marko.

Da müßte ich mich sehr zwingen; nein, Herr! — hier in Mantua geht's flott — hier ist flotter Wein, flottes Fressen, flotte Menscher. — Ich scheere mich viel um das lumpige Mantua, wo einen die Gnoten ungestraft tuschieren, und man am Ende noch geschaßt wird. —

Romeo.

Ich muß aber fort — muß absocken, denn wenn ich mich nicht noch heute früh drucke, so krieg ich denn Blasen vorn weg, — u. s. f.

Was sind Schiller, Göthe, Kotzebue und alle so erbärmliche Skribler, gegen den Verfasser des Lacrimas und gegen Herrn X.? — ? —

Mimen

nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmählern vor-

gestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu seyn. Davon verschieden waren die Mimen des Sophron aus Syracus (um 420 v. Ch.), die wir nur in Fragmenten besitzen, und welche dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa abgefaßt und nicht fürs Theater, sondern nur für die Lectüre und für die Recitation bestimmt waren. Sie beschäftigten sich mit möglichst treuer Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Sie ahmte Theokrit in seinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk belustigten; nach und nach bildete sich daraus ein regelmäßiges Schauspiel, in welchem man besonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Geberdensprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weise darstellte. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, Mimen, und sie waren von den Pantomimen, die alles durch Geberden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Ch.) und Publius Syrus sein Zeitgenosse sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. (S. Ziegler de mimis Romanorum, Gött. 1789. Wir nennen Mimen jeden mimischen, d. i. solchen Künstler, der durch Geberden darstellt, mithin auch den Schauspieler.)

Die Sachekundigen.

Ein brittischer Schiffs-Lieutenant, von Geburt ein Irländer, der sich in seinem ganzen Leben wenig um die gesellschaftlichen Gebräuche der großen Welt bekümmert, und noch niemals ein Schauspiel gesehen hatte, besuchte in London zum ersten Male die Oper.

Am anderen Tage fragte ihn ein Bekannter: ob er mit dem Spiele und Vortrage der Sängerinnen zufrieden gewesen sey?

Nun, so so! erwiederte der Irländer. Die meisten machten es noch ganz leidlich. Aber eine, die Mistriß Billington heißt, hat mir ganz und gar nicht gefallen.

Nicht möglich! rief jener befremdet aus. Was haben Sie an unserer ersten, trefflichsten Sängerinn zu tadeln?

Auf mein Wort, Freund! Alle Leute waren unzufrieden mit ihr. Fragen Sie jeden, der gestern da gewesen ist. So oft die gute Frau gesungen hatte, ist sie ausgeklatscht worden, und ein paar Arien hatte sie so schlecht auswendig gelernt, daß man ihr, nachdem sie damit fertig war, zurief, wieder von vorn anzufangen.

* * *

Auf dem Theater einer deutschen Provinzialstadt wurde einst ein bekanntes Lustspiel gegeben. Das Stück endigt damit, daß ein reicher Pächter in die Heirath seiner Tochter mit einem unbemittelten Manne willigt, und die Hochzeit des jungen Paars, zu welcher alle Anwesenden eingeladen werden, auf den folgenden Tag festsetzt.

Ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der die Vorstellung mit angesehn, und auch seinem Reitknechte ein Billet geschenkt hatte, fragte diesen auf dem Heimwege, wie ihm die Komödie gefallen habe?

Ach! ganz prächtig, gnädiger Herr! Aber morgen — morgen möchte ich wieder da seyn! sagte Johann mit funkelnden Augen.

Warum denn gerade morgen?

Um mit bei der Hochzeit zu seyn. Ich glaube, daß es hoch her gehn wird. Der alte Brautvater hat Geld, und würde uns gewiß mit Wein und Kuchen traktiren.

V.

Blätter aus dem Buche der Vorzeit.

Fünftes Jahrhundert.

Schon seit einer Reihe von Jahren führen unsere beliebtesten Schriftsteller und Dichter die lauschende Menge der leselustigen Welt in die mächtige Wüste der nordischen Vorzeit ein und in ihr herum. Bei dem falben Schimmer der Zauberlampe sehen wir gespenstige Schatten und wunderbare Gestalten aufsteigen, umher gaukeln, kämpfen, morden und verschwinden. Ernste, schauerliche und erschütternde Begebenheiten sprechen in Mährchen, Romanen und betrübten Trauerspielen den bebenden Wanderer an. La Motte-Fouque — der ausserdem noch die großen glücklichen Vortheile des altnordischen herrlichen Lebenwesens mit ächtdichterischer Würde zu schildern weiß, Oelenschläger, Müllner und andere mehr führen, die Zauberleuchte in starker Hand, uns, die Staunenden, durch jene unheimlichen Irrgänge. Ermüdet vom Lustwandeln in den heimischen Forsten,

Gewölben und Burgen, wo nur vaterländische Ritter und Räuber umgehen, und Geister unserer eignen Ahnen spucken; übersättigt vom Anblick alter Heidengötzen, vom Beschauen des Griechen- und Römerthums lechzen wir nach dem neuen Schauspiel der gewaltigen nordischen Vorzeit, doch nicht allein schaurig, groß und hehr ist des Nordens gepriesene Vergangenheit, auch armselige, lustige, lächerliche und possenhafte Begebenheiten, welche die Barbarei und Rohheit des Nordvolks und seiner Großen unläugbar bekunden, gehen in so unzähliger Menge bei dem Schein der Lampe an dem Blick des Staunenden vorüber, daß neben ihnen die großen Wunderzüge zu Nichts einschrumpfen. Man darf auch diese in's Auge fassen, ohne die Würde der Geschichte zu verletzen; nur der, welcher Alles sah, darf sich unterrichtet nennen; auch die niederländische Schule gehört zur Mahlerei, und Hogarth ist eben so gut ein bildender Künstler, als Raphael und Michel Angelo. Wer mag dem Kunstfreunde zumuthen, daß er in dem vor ihm stehenden Gemählde bloß die Lichtpunkte, und nicht auch die Schatten, aufsuchen und sich daran ergötzen dürfe!

Wohlan denn. So wollen wir uns eine Zeitlang mit den Schattenpunkten der Geschichte der

skandinavischen Vorwelt unterhalten. — Wenn ein nordischer König — der häufig kaum so viel Gebiet als ein jetziger Fürst besaß — gestorben war, so vertheilte man in der Regel seine Besitzung unter alle seine Söhne, die sämmtlich mit dem Erbtheil auch den Königstitel empfiengen, und auf ihre königliche Abstammung pochten, wenn sie gleich verhältnißmäßig so arm waren, wie Don Ranudo de Colibrados. Die Prinzessinnen, welche, nach der Sitte, oft bei der Tafel ihrer Aeltern aufwarteten, wie unsere heutigen Bedienten, durften sich durchaus, troß aller Dürftigkeit, keinem Manne vermählen, der nicht, wie sie, aus königlichem Geblüt entsprossen war, und selten nur wagte es ein Jarl (Graf oder Fürst) seine Augen bis zu einer solchen Königstochter zu erheben, wenn nicht etwa des Königs oder der Königin Majestät allerhöchstselbst auf den Einfall kamen, ihm eine der oft zahlreichen Hochzeiten anzubieten und ihn damit zu beehren und zu beglücken.

So finden wir in der Geschichte der nordischen Vorzeit — und zwar am Schlusse des fünften Jahrhunderts — in Seeland eine Königin Rika, deren ganzes Königreich in einer Hütte, einem Stück Landes, etwa einer heutigen Hufe stark, zwei Knechten und sieben Ziegen bestand, die von ihrer Prinzessin

Tochter, Namens Dina, eben so gehütet wurden, wie der trojanische Prinz Paris seines Vaters Heerde weidete; aber ein reicher Hersar (freier Gutsherr) war so keck, bei der Königin Mutter um Dina zu werben. Diese Unverschämtheit des unköniglichen Jünglings setzte die Majestät Mutter in die heftigste Wuth. Sie warf einen ihrer Pantoffel nach seinem Kopf und zerschmetterte damit dem Freiwerber allergnädigst das Nasenbein.

* * *

Der schwedische Kleinkönig Adils war sehr dick und breit. Er starb, trotz seines unverwüstlich scheinenden Körpers, in den beßten Jahren, und die getreuen Unterthanen waren in der tiefsten Verlegenheit, wo sie wieder einen so breitschulterichten König finden sollten. Da vernahmen sie, daß der norwegische König Thorer sehr wohl bei Leibe sei. Alsbald luden sie ihn durch Abgesandte ein, sich als Herrscher zu ihnen zu bemühen, doch könne er das Reich nur unter der Bedingung erhalten, wenn er „den alten königlichen Thronsitz mit seinem Leibe völlig ausfülle." Und da er diesen schätzbaren Vorzug wirklich besaß, so nahm man ihn ohne Widerrede zum König an.

* * *

Horlef, ein norwegischer König im fünften Jahrhundert, besaß die zwei kleinen Königreiche Hor-

daland und Rogaland. Er vermählte sich mit Aessa, der Tochter eines seiner Jarle. Die Einkünfte von beiden Königreichen waren indessen nicht zulänglich, die vermehrten Ausgaben des nun vermählten Königs zu bestreiten. Da er keinen Finanzminister besaß, der sein Fach verstand, und das Papiergeld noch nicht erfunden war, so kam er auf den Gedanken, sich im Auslande einige Schätze anzueignen. Das Zweckmäßigste schien ihm ein Raubzug auf dem Meere und den Küsten.

Er rüstete ein Schiff aus, und fuhr, dem damaligen Gebrauche gemäß, als Seekönig von dannen. Das Glück war ihm günstig. Er plünderte fast so gut, wie einer der Marschälle Napoleons, denn er kam in den Besitz großer Schätze, aber auch hierdurch auf den Einfall, sich mit einer zweiten Gattin zu verbinden, die er nun, neben der ersten, anständig unterhalten zu können hoffen durfte. So wählte er denn Hilda, die schöne Tochter des Gebieters einer Insel, und liebte diese zweite Gemahlin nun weit zärtlicher, als die erste; denn sie war jünger und schöner und frischer, als Aessa, die er überdies nicht bei sich, sondern daheim gelassen hatte.

Hilda begleitete ihn auf einer neuen Streife nach dem heutigen Rußland. Der Seekönig hatte

nämlich vernommen, daß man in jenem Lande die vornehmen Verstorbenen mit allen ihren Kostbarkeiten beerdige, wie man heutiges Tages die Leichen mit großem, kostspieligem Pomp zu Grabe bringt, die armen Gläubiger des Verewigten aber um ihre rechtmäßige Forderung prellt.

Horlef gieng also mit der Spekulation auf die Grabmäler nach Rußland, und fand wirklich unter diesen Hügeln viel Goldeswerth, Silber und Gold, das er raubte und fortführte. Eine nahmhafte Grundsteuer! Dadurch ward er sehr reich; und da solche Handlungen gar nicht schimpflich für einen König in jener Zeit waren, in der es gleich galt, ob man das Bedürftige von den Lebendigen oder Todten nahm, so war er über den Erfolg sehr vergnügt. Und weil er reich und vergnügt war, und sein zweites Weibchen ihm auch nicht mehr so schön und neu erschien, als vor Kurzem, so beschloß er, noch eine dritte Gemahlin zu nehmen.

Herrliche Zeiten, vortreffliche Raume, in denen Gesetz und Sitte dem Manne gestattet, sich ein Sortiment von hübschen Weibern zu halten. Nur Wahl und Wechsel sind in der einfachen Lebensschüssel die Würzen, welche den Geschmack reitzen und den Genuß erhöhen. Heil aber auch den Zeiten und Räumen, in

welchen der Mann die Mittel besitzt, mit mehreren Frauen auszukommen. Hiesigen Landes hat man dato oft an einer schon zu viel!

Beschlossen, geschehen! Wer sucht, findet. Horlef fand bei einer Zusammenkunft mit dem Könige Reidar von Seeland zu Konghella Gelegenheit, Ringa, die Tochter dieses Königs, kennen zu lernen. Er fand sie begehrenswerth, warb um sie, und führte sie bald darauf als Gemahlin von Seeland hinweg, um sie nach seinem Wohnsitz zu begleiten. Aber während der Ueberfahrt erkrankte Ringa unvermuthet und starb plötzlich. Horlef ließ, nach der Zeitsitte (die vom Balsamiren, Aufbewahren und Ausstellen hoher Leichname noch nichts gebot) die Hingeschiedene alsbald auf eine Bahre binden, und, kurz und gut, in das Meer werfen. Das Schicksal, das überhaupt in jener Zeit sehr geschäftig war, kleine Funken zu großen Feuern anzublasen, machte aus diesem stillen Leichenbegängniß flugs die Introduktion zu einem großen Trauerspiele, worin die damalige Denkungsart allerdings auch eine wesentliche Rolle spielte.

Der Leichnam der Neuvermählten ward nämlich durch einen bösen Zufall von den Meereswogen gerade bei König Reidars Schloß ans Land geworfen; der Vater gerieth dadurch auf den Verdacht, der El-

dam habe Ringa ermordet. Ein solcher ungegründeter Argwohn reichte aber damals hin, daß der, welcher sich beleidigt wähnte, die grausamste Rache gegen den Verdächtigen beschloß und ausübte. Dies that denn auch Reidar. Ohne vorher auf irgend eine Weise Nachfrage um das wahre Sachverhältniß zu halten, segelte er mit einem zahlreichen Schiffgeschwader nach Norwegen, landete auf Horlefs Gebiet, umringte dessen Wohnung durch einen Ueberfall, raubte seine Schätze, so wie die beiden Königinen Aessa und Hilda, und ließ das Schloß anzünden.

Horlef selbst, der nicht einmal zu errathen vermochte, weshalb er so feindselig überfallen ward, wehrte sich Anfangs wie ein Rasender, stürzte sich keck in die dichtesten Haufen der zahlreichen Feinde und tödtete in blinder Wuth den Sohn Reidars, Heri, an der Seite seines Vaters. Da jedoch die Uebermacht ihn bedrängte, ließ er ab von der Gegenwehr und entfloh verwundet in einen nahen Wald.

Dort brütete er, während sich der Feind mit all seiner Beute einschiffte, über Plänen zur Velgeltung, die er möglichst bald zur Ausführung zu bringen strebte. Mit einer Schaar verwegener Kriegsknechte bestieg er die seeländische Küste, verbarg seine Begleiter im Forst, der bis an Reidars Schloß reichte, und

schlich sich Abends in dieses Schloß, gewilligt, den König zu erschlagen, und während der ersten Verwirrung soviel als möglich zu rauben, selbst Reidars Königskrone und Reich, wenn die Gelegenheit ihn begünstige.

Die erste Person, die ihm im Schlosse begegnet, ist Aessa, seine Gemahlin, die hier als Gefangene lebt. Sie, in deren Busen Eifersucht und Haß entbrannt war, seit er sich zum zweitenmale vermählt hatte, empfängt ihn mit erkünstelter Freude und Liebe. Er theilt ihr seinen Entwurf mit, und sie verspricht, ihn zu unterstützen, macht aber sogleich den scheußlichen Plan, sich furchtbar an dem treulosen Verwerfer zu rächen, ja, ihn in den Tod zu stürzen.

Er fordert, daß sie ihm Reidars Schlafgemach anzeige, sie scheint dazu bereit, macht ihm jedoch bemerklich, daß die That nur dann günstigen Erfolg verspreche, wenn sie in der Mitternachtstunde ausgeführt werde, wo Alles im tiefsten Schlafe liege. Das ist ihm einleuchtend, und sie beredet ihn nun, sich in einen Kasten in ihrem Zimmer verschließen zu lassen, um dort die Mitternacht zu erwarten. Er stieg ein, und sie schließt über ihn zu. Flugs eilt die Verrätherin zum Könige und überliefert ihm den Gefangenen.

Reidar, voll Ingrimm über Horlefs Mordplan, sinnt auf die schrecklichste Strafe, und findet eine ungeheure auf. Er will ihn über einem Feuer aufhängen und dort langsam, qualvoll sterben lassen. Wirklich ward dieser unmenschliche Befehl vollzogen, und Horlef im Vorhofe des Schlosses an zwei Riemen über einem Feuer aufgehängt, wo Dampf und Flamme erstickend ihn umwogte.

Welch ein Reitz für unsere Dichter, aus Horlefs Begebenheit ein großes Trauerspiel zu fertigen! Der Stoff ist überreich an ächtklassischen Situationen, sogar an Attituden, wie die des Aufgehängten. Zudem ist diese Idee durchaus neu und mehr als shakespearisch. Fiesko wird ersäuft, der standhafte Prinz verhungert, den Faust holt der Teufel, aber einen Helden, der wie eine pommersche Gans, oder ein Spickaal, geräuchert wird, sah das deutsche Publikum noch nicht. Eilt, ihr Geweihten, ihm diesen Genuß zu schenken. Denkt euch das Schaudern, Entsetzen, Erstarren der Zuschauer, das Bravorufen des Parterrs, das Händeklatschen des Paradieses, die Ohnmachten und Krämpfe in den Logen, und laßt euch dadurch zur That begeistern!

Aber die Entwickelung ist nicht tragisch, an ihr müßt Ihr ändern und bessern, denn — wer sollte es

glauben? — Horlef ward auf unerwartete Weise gerettet, und entkam, wie ein ächter Romanenheld, dem Schicksale der Räucherung und des Gebratenwerdens.

Das Feuer sollte nämlich planmäßig langsam brennen, auf daß der Verurtheilte recht lange und tiefe Marter leide. Da dies langweilig werden konnte, so verließ der König den Vorhof, den Schauplatz seiner Unmenschlichkeit, und Aessa, der es doch ein wenig beklommen um die Brust ward bei dem Anblick eines Mannes, den sie einstmals geliebt hatte, begab sich gleichfalls hinweg, um ihr Herzpochen zu verschlafen. Der König bestieg sein Lager so ruhig, als käme er von einem Hofschmause. Nur ein Knecht, der das Feuer zu unterhalten und dann zu vermehren befehligt war, blieb zugegen. Da trat zu diesem die gute Hilda, Horlefs zweite Gattin, die gleichfalls im Schlosse gefangen saß. Sie hatte mit Schrecken das Urtheil über den Gemahl, den sie noch immer mit zarter Liebe und Treue im Herzen getragen, vernommen, und war entschlossen, wenn es irgend thunlich, das Leben des Heißgeliebten zu erhalten, und die schöne That gelang ihr.

Durch starke Getränke berauschte sie den Knecht, und als er schlaftrunken zu Boden gesunken war, und

sie den Verurtheilten noch seufzen hörte, goß sie die Flamme aus, und hieb die Riemen durch, an welchen Horlef hieng, so daß er herab fiel.

Sieh da, wie klar es wird, daß es gut sey, wenigstens zwei Frauen zu besitzen! Taugt Eine nichts, ist doch vielleicht die andere gut!

Bald hatte Horlef sich von der Betäubung und dem Schmerz des Falles erholt; er eilt, unterstützt von Hilda, zu seinen versteckten Kriegern, führt sie rasch zurück in das Schloß und übt daselbst schreckliche Vergeltung. Sein Todtfeind Reidar ward im Bette überfallen, und starb auf dieselbe Weise, wie Horlef hatte getödtet werden sollen, durch Dampf und Feuersgluth. Noch mehr, Reidars Land ward des Rächers Beute, und er setzte Hilda's Bruder, Solv als Jarl von Seeland ein. Die Verrätherin Aessa strafte er im ersten Augenblick durch die tiefste Verachtung, indem er, statt sie zu tödten, nur mit des Schwerdtes Fläche ihr über das angstverzerrte Gesicht hieb. Da indeß seine Krieger ihre Bestrafung forderten, so führte er sie gefangen mit sich fort nach Norwegen, und berief daselbst die vornehmsten Lehensmänner, daß sie die Verbrecherin richteten. Das Urtheil der Versammelten war; Aessa solle lebendig in einen Sumpf vergraben

graben und also erstickt werden. Hier aber beurkundete der nordische Herrscher in seiner Handlung ein reinmenschliches und ächtfürstliches Gefühl.

Noch regte sich in seiner Brust die Liebe für ein weibliches Wesen, das ehedem ihm süße Freuden gegeben, dessen Besitz ihn vormals glücklich gemacht hatte. Und um jenes Glückes, um jener Freuden willen, vergaß er jetzt die ungeheure Größe des späteren Verbrechens. Darum sprach er sie los von der fürchterlichen Todesstrafe; er begnügte sich, die Verurtheilte zu verstoßen, und sie, sammt ihren Kindern und Schätzen, ihren Verwandten zurückzusenden. Hilda's Söhne aber setzte er zu seinen Erben ein.

Jener preiswürdige Zug der Milde Horlefs gegen Aessa ist aber auch der einzige wohlthuende in der Geschichte der alten nordischen Fürsten, und verschwindet darum in einer Masse roher Thaten und lächerlichen Armseligkeiten.

* * *

Am Ende des fünften Jahrhunderts lebte in Norwegen der reiche und mächtige König Hring von Upland. Ein nordischer Seeräuber, Namens Frithiof, schlich sich in die Burg des Königs

Hring ein, um ihn vom Throne zu stürzen und zu ermorden. Der Fremdling gab sich für einen Salzsieder aus, und begehrte Dienste bei dem Könige. Hring fand großes Wohlgefallen an ihm, und befahl ihm — nach der Sitte der Gastfreundschaft — es sich bequem zu machen, seinen Mantel abzulegen und sich neben ihm auf den Thron zu setzen. Aber die Königin Thora betrachtete den Gast mit eben so viel Widerwillen, als ihr Gemahl ihm Wohlwollen bewies. Sie hatte in vorletzter Nacht ein Traumgesicht gesehen, in welchem ein Fremdling im Schlosse erschien, der große Neigung bezeigte, ihrem Gemahl und ihr selber an die Gurgel zu kommen. Und wunderbar genug hatte der unbekannte Mordgesell ihres Traumes dieselbe Gestalt gehabt, wie Frithiof, dieselben Kleider getragen. Begreiflich empfand sie nun bei seinem Eintritt die heftigste Abneigung gegen ihn; deshalb widersprach sie auch jetzt dem überartigen Gemahl, und gebot dem Fremden, er solle hinaus gehen und sich von dem Hausvogt das Gastzimmer anweisen lassen. König Hring redete jedoch drein, und that den Machtspruch, er allein habe zu befehlen, und wisse er recht wohl, welcher Platz dem Gast gebühre.

Die Königin gerieth in Zorn, und rief: „Du bist nicht klug! Das Alter hat Deinen Verstand ver-

wirrt, dieweil Du verdächtige Landstreicher und Bettler neben Dich sitzen lassen willst."

Frithiof, der da Demuth und Bescheidenheit heuchelte, um zu seinem Ziel zu gelangen, meynte selbst, die Königin habe ganz recht, das Gastzimmer sey mehr als zu gut für ihn, und wollte hinaus gehen; aber der König, welcher bei dieser Gelegenheit beweisen wollte, daß er Herr im Hause sey, widersprach, befahl ihm mit Nachdruck, das Oberkleid auszuziehn, und zwang seine Gemahlin, dem Fremden das Maaß zu nehmen, und ihm einen neuen Hofrock zu fertigen.

Königin Thora, welche die Heftigkeit ihres Gemahls und den Unglauben an die Erfüllung ihrer oft leeren Träume kannte, beruhigte sich äusserlich, biß in den sauren Apfel, nahm das Maaß, nähte den Rock, und brummte nebstbei nur, der Gast sey ein häßlicher Dieb, den sie nicht ausstehen könne.

Wie denn aber die Frauen am Ende immer Recht haben, so rechtfertigte auch die Folge Thoras Traum und Verdacht. Sie ließ den Fremdling genau beobachten, und bald trat er mit einem Mordanschlage hervor, der nun jedoch durch Thoras Wachsamkeit vereitelt ward.

Wen wandelt nicht ein Lächeln an, wenn er sich eine Königin denkt, die des Gemahls Gebot mit den Worten erwidert: „Du bist nicht klug!?"

* * *

Pabst Cölestin I. sagte: „Wir müssen uns von dem Haufen und allen Uebrigen unterscheiden durch die Lehre, nicht durch die Kleidung; durch Reinheit der Gesinnung, nicht durch Gebräuche. Denn wenn wir uns der Neuerung befleißigen, treten wir die Ordnung der Väter mit Füßen, um allerley Aberglauben einen leeren Raum zu verschaffen. Wir dürfen aber die rohen Gemüther der Glaubigen nicht dazu verleiten. Diese muß man vielmehr belehren, statt sie zu täuschen. Man muß nicht ihre Augen einnehmen wollen, sondern ihren Gemüthern die Lehren einprägen."

So merkwürdig, so ächt christlich sprach ein heiliger Vater aus dem fünften Jahrhundert.

Sechstes Jahrhundert.

Die unnatürliche Härte und tückische Grausamkeit unter den ältern nordischen Großen beweiset sich

in folgender Begebenheit, welche die Geschichte als Thatsache angiebt:

Herolf, König von Seeland, der in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte und seinen Wohnsitz in dem berühmten Lethra hatte, herrschte mit Kraft und Weisheit, mit Würde und Ruhm. Er gab seine Schwester Skulda dem schwedischen Kleinkönige Horward zur Gemahlin, und gelobte diesem, ihn gegen mögliche Anfälle all seiner Feinde zu schirmen; dafür ließ er sich von demselben ein bestimmtes mäßiges Schutzgeld (Tribut) entrichten. Dieser Umstand erbitterte die herrschsüchtige Skulda; ihr Gemahl sollte nicht abhängig von dem Bruder seyn. Und sie brütete einen abscheulichen Anschlag aus, Herolf vom Thron zu stürzen und sich und ihren Gemahl darauf zu setzen.

Nur zu bald folgte die Ausführung dem Entwurfe.

Unter dem Vorwande eines verwandtschaftlichen Besuchs trifft sie mit Horward in Herolfs Wohnsitze ein; versteckte Krieger lauern in der Nähe.

Der Arglose nimmt die Schlange mit brüderlicher Zärtlichkeit auf, und wärmt sie an seinem Bu-

sen; aber in der Nacht überfallen die Gäste verrätherisch den schlummernden Wirth. Er setzt sich heldenmüthig zur Wehr, wird aber dennoch erschlagen, und Horward nimmt sein Reich in Besitz.

Die Lehensmänner und Unterthanen des ermordeten, überall verehrten, Königs entsetzen sich ob solcher Gräuelthat, und ein angesehener Diener desselben, der Freiherr Woggo, faßt den Entschluß, den Tod seines Herrn zu rächen.

Mit verstellter Demuth naht er dem königlichen Raubmörder, und bietet ihm seine Dienste an. Horward, erfreut, daß ein so allgemein geachteter, als tapfer und weise bekannter Mann, sich ihm unterwirft, nimmt den Antrag bereitwillig an, und fordert auf der Stelle dem Woggo den Eid der Treue ab. Er entblößt, nach dem Gebrauche, das Schwerdt, und reicht dem Lehensmanne das Gefäß dar, daß derselbe, seine Hand darauf legend, Gehorsam und Treue schwöre; doch in demselben Augenblick, da die Spitze von Horwards Schwerdt auf der eignen Brust ruht, versetzt Woggo dem Gefäß einen kräftigen Stoß, und das Schwerdt durchbohrt pfeilschnell des Königs Herz; der Verwundete sinkt todt zu Boden, und der Rächer flüchtet sich, Sicherheit suchend und findend, nach Schweden, wo Herolfs Mut-

ter, Königin Irsa, ihn, den Vergelter der Ermordung des geliebten Sohnes, gern auf und in ihre Dienste nimmt. Skulda, längst lüstern nach dem Herrschthum, ergreift nach ihres Gemahles Tode die Zügel der Regierung, aber ihre Hoheit währt auch nur eine Spanne Zeit. Der Mutter Herolfs ist es bald klar geworden, daß Skulda die eigentliche Mörderin ihres Bruders gewesen. Sie sendet ihren Feldherrn Woggo mit einem Heere nach Seeland ab. Dieser überfällt Skulda in ihrem Wohnsitz und fängt sie, die sich in die Mitte ihrer Krieger flüchtet, durch einen Sieg nach blutiger Schlacht ein, und ihr Tod durch Woggos Arm ist die Folge ihrer Gefangennahme. So hat die Schwester den Bruder ermordet, und die Mutter läßt die Tochter stürzen und erschlagen, um den Brudermord zu rächen.

* * *

Der norwegische Kleinkönig Alrock von Hordaland vermählte sich, wie Torfäus erzählt, mit Signia, Prinzessin von Vors. Ein Jahr nach der Hochzeit besuchte er eines Tages die Wohnung seines Jarls Hordal, und fand statt dessen seine Tochter Gerhild daheim, die eben beschäftigt war, Bier zu brauen. Sie that dies mit so viel leichter Gewandtheit, mit so vielem Anstande, daß Alrock

sich auf der Stelle überschwenglich in sie verzärtlichte, und sie um ihres Liebreizes bei dem Bierbrauen willen zu seiner zweiten Gemahlin nahm, was damals im Norden eben so gesetzlich war, als noch jetzt bei den glücklichen Muselmännern, und was — wie schon erinnert worden — auch noch heutiges Tages allenthalben erlaubt seyn sollte, zum Trost für jeden Mann, der ein Jahr nach der Vermählung sein Weibchen nicht mehr so engelhaft findet, als weiland. Doch zur Sache zurück!

Alrocks beide Gemahlinnen entbrannten bald gegen einander in Eifersucht und lagen sich immer in den Haaren; vergebens suchte der König ihren Zwist zu dämpfen; er sah sich endlich gezwungen, eine von Beiden fahren zu lassen und aus dem Hause zu schaffen, um nicht mehr den unerträglichen Lärm des Duodrams zu hören, den zwei eifersüchtige, zankende Frauen — wenn sie auch Königinen heißen — zu erregen im Stande sind. Er erklärte deshalb, er müsse sich von Einer trennen, und wolle diejenige behalten, welche „das beßte Bier brauen" könne. Man sieht hieraus, daß Gerhild, als die jüngste und letzte, ihm die liebste war.

Beide Majestäten beginnen nun den edeln Wettstreit; aber es geschieht, was voraus zu sehen war

und was Alrock beabsichtigt hatte. Das schäumende Bier der schönen Gerhild siegt, und Prinzessin Signia muß abziehn.

Ob in unsern Zeiten wohl ein Brauer sich in eine Jungfer deshalb verlieben würde, weil sie gutes Bier zu bereiten weiß? Schwerlich! Dafür hat man Knechte und Mägde, und die Gattinen unserer Brauer — Damen in glänzenden Equipagen — würden mit weit mehr Anstand Audienz geben, als im Brauhause auch nur einen, mit Ringen verzierten, Finger benetzen!

Neuntes Jahrhundert.

Der König von Arragonien wurde im 9ten Jahrhundert von dem Oberrichter mit folgenden Worten eingesetzt:

„Wir, die wir Eures Gleichen sind, machen Euch zu unserm Souverain, und versprechen, Euch unsern Gehorsam, unter der Bedingung, daß ihr unsere Rechte und unsere Freiheit beschützet; wo nicht — nicht.“

Was liegt nicht alles in diesen wenigen Zeilen! Erhabenheit und Einfalt; Würde und Bescheidenheit;

Kraft und Nachgiebigkeit; Freimüthigkeit und Wahrheit: und dieß alles in der schlichten Alltagssprache ausgedrückt.

Eilftes Jahrhundert.

Wer kennt nicht den Namen Las Casas, den Namen dieses Mannes, welcher einer der Wenigen war, denen vom brittischen Kabinete die Erlaubniß zugestanden ward, Napoleon nach der Insel St. Helena zu begleiten, und von dem in öffentlichen Blättern so oft die Rede gewesen ist — ? —

Als gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts der damals in Europa herrschende Geist der Religion und des Ritterthums mehrere französische Prinzen zur Bekämpfung der Mauren über die Pyrenäen führte, hatte einer der Stammväter der Familie Las Casas die Fahne des Grafen Heinrich von Burgund zu tragen, die aus Goldstreifen mit Himmelblauen abwechselnd, bestand.

Man kennt das Glück, welches die Unternehmungen jenes Prinzen begleitete, der der Gründer des Königreichs Portugal ward. In einer der 17 Schlachten, worin er über die Unglaubigen den Sieg

davon trug, war der Erfolg lange zweifelhaft, bis er endlich durch die Wunder der Tapferkeit des Fahnenträgers entschieden ward. Doch nur ein Stück der Fahne brachte er aus dem Gefechte zurück, und dieß bestand in einem Himmelblauen von zweien goldnen umgebenen Streifen. Heinrich wollte, daß dieses kostbare Ueberbleibsel, das von Blut triefte, das Eigenthum und die neuen Wappenfarben dessen werde, dem man die Ehre dieses Tages zu verdanken gehabt hatte. Als sinnvoller Wahlspruch wurden die auf diese Waffenthat anspielenden Worte hinzugefügt: semper paratus. Zu seinem Antheil an der Beute wurden ihm alle Wohnungen und Besitzungen der Mauren, todas las casas, so weit der Gesichtskreis des Schlachtfeldes reichte, angewiesen.

Daher der Name Las Casas.

* * *

Im Jahre 1066, als die Normänner in England landeten, befand sich der größere Theil des englischen Volkes in dem Zustande einer gänzlichen Leibeigenschaft unter den kleinen Fürsten, oder Lords des Landes, ähnlich dem bisherigen Zustande der Bauern in Rußland und Polen. Dieß erhellt am deutlichsten aus einer unter Wilhelm I. im Jahr 1086 aufgenom-

menen Volksschätzung, die man noch jetzt unter dem Namen des Doomsdaybook's aufbewahrt. In dieser werden die Namen von 46 Städten, damals Burghs genannt, aufgezählt, deren Einwohner zwar keine Freibriefe, sondern einen Schirmherrn unter den mächtigen Baronen hatten, unter dessen Schutz und Namen sie Handel und Wandel trieben, und dem sie dafür etwas gewisses zahlen mußten. Aus dem Freibrief, welchen der König späterhin den Einwohnern von London ertheilte, sehen wir, daß er ihnen erlaubte, „gesetzfähig (Law worthy)" zu seyn, und daß ihre Kinder dies von ihnen erben sollten.

Hieraus allein kann man den elenden Zustand der ungefreiten Klassen in der damaligen Zeit ersehen, in welcher sie nicht einmal das Recht hatten, gegen erlittenes Unrecht sich an die Gesetze zu wenden, oder über ihr Eigenthum nach Willkühr zu verfügen, sondern ihre beweglichen und unbeweglichen Güter standen ganz in der Gewalt ihrer Herrn.

Zwölftes Jahrhundert.

Die Einwohner von Toulouse beschwerten sich 1164 bei König Ludwig XII. über einen großen

Herrn, „der ihr Land verwüste, die Kirchen verbrenne, und die Gefangenen morde.“ Und wer war dieser große Herr? Der Erzbischof von Bourdeaux.

* * *

Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluni, macht in einem Briefe von 1150 an Pabst Eugen III. folgende Schilderung von den Räubereien der Großen seiner Zeit.

„Priester, Bürger, Bauern, Arme, Wittwen und Waisen, kurz alle aus den Volksklassen, die gewöhnlich von diesen Räubern gedrückt werden, zitterten vor Freude, wann sie von der Rückkehr des biedern Grafen Humbert von Beaujeu sprachen, weil sie von ihm große Hoffnungen faßten. Denn das Land ist in einem höchst unglücklichen Zustande, und wenn es einige Herren giebt, die den Titel der Herzoge, Grafen ꝛc. führen, so bedienen sie sich seiner nur, um das Volk zu verschlingen, statt es zu schützen.“

Humbert hatte in der That die Sicherheit der Kirchen hergestellt, und die Armen beruhigt, welche die Tyrannei des Adels fürchteten. Auch die Kaufleute fiengen an, die Landstrassen ohne Besorgniß zu bereisen.

„Aber, schließt Peter der Ehrwürdige seinen Brief, Humbert hörte damit auf, daß er es wie die Andern machte.“

Dreizehentes Jahrhundert.

Der Pfarrer des Kirchspiels Saint Germain in Paris bestieg am Osterfeste 1275 die Kanzel und sagte, „der Pabst habe befohlen, man solle in allen Kirchen der Christenheit bekannt machen, daß der Kaiser Friederich I. in Kirchenbann gethan sey.“ Er fügte hinzu:

„Die Ursache dieses Bannes ist mir unbekannt. Ich weiß blos, daß der Pabst und der Kaiser einen heftigen Krieg mit einander führen; ich weiß aber nicht, wer von beiden Recht habe. Daher thue ich, was in meiner Gewalt steht; ich spreche den Bann gegen den aus, der Unrecht hat, und zähle den Andern los.“

Als Kaiser Friederich diesen Scherz erfuhr, schickte er dem Pfarrer Geschenke.

Vierzehentes Jahrhundert.

Wilhelm der Eroberer liebte die Jagd so leidenschaftlich, daß er in einem sehr beträchtlichen Landstriche von England alle Dörfer zerstören ließ, um weitläufige Waldungen zu bekommen, ob es ihm gleich an königlichen Forsten nicht fehlte.

Wenn einer seiner Unterthanen daselbst ein Stück Wild tödtete, wurden ihm zur Strafe die Augen ausgestochen. Zu derselben Zeit aber konnte der Todschlag eines Menschen mit einem Lumpengeld abgekauft werden.

So verhielt sich im feudalen Zeitalter der Werth des Menschen zum Werthe des Wildes.

Sechzehentes Jahrhundert.

Als Probe von der Urbanität vornehmer Streitschriften im 16ten Jahrhundert diene der Titel solch einer Schrift, woraus der Inhalt leicht zu errathen seyn wird.

Dieser Titel lautet: „Johann Friederichs, Kurfürsten zu S. . . Verantwortung wider des verstockten, gottlosen V. . . der . . . E. . . bösthätigen Barrabas, und h. . . süchtigen Holofernes von

B. so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt — unverschämt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch. Wittenberg 1541."

Die sehr artige Antwort hierauf heißt: Herrn Heinrich des Jüngern, Herzogs von B. . . und L. . . quadruplice wider des Kirchenräubers, Antiochi, Severiani, Notitiani, und H. . . wirths von D. . . der sich Hans Friederich Herzog zu S. . . nennt, erdichtetes Lästermaul." Wolfenbüttel 1541.

* * *

Unter der Regierung Philipp's II. wurde eine Zählung der Geistlichkeit vorgenommen, wobei sich ergab, daß in den sämtlichen spanischen Landen befindlich waren:

58 Erzbißthümer,
684 Bißthümer,
11400 Abteien,
127000 Pfarreien,
312000 Priester, (Weltgeistliche)
200000 Kleriker, und
400000 Mönche und Nonnen.

Die Einkünfte der Geistlichkeit beliefen sich auf 80 Millionen.

Leo

* * *

Leo Pronner zu Thalhausen in der Gegend zu Klagenfurt 1550 gebohren, wendete sich als Protestant im Jahr 1600 nach dem kunstreichen Nürnberg, und erwarb sich da die ausgezeichnete Stelle eines Zeuglieutenants der freien Reichsstadt. Einen bedeutenden Ruf erwarb er sich durch die äusserst künstlichen Dreh- und Schnitzarbeiten, die er in seinen Nebenstunden aus Silber, Gold und andern Metallen, auch aus Holz und Elfenbein verfertigte. Dahin gehören eine Menge so fein verfertigter Sachen, daß man ihre eigentliche Fugung und Zusammensetzung zum Theile nur durch scharfe Vergrößerungsgläser zu entdecken und zu erkennen vermochte. Altäre, Kruzifixe, Todtenköpfe, mannigfaltig verschlungene und durchbrochene Denkringe, verschiedene Thiergestalten, Hirsche, Pferde mit Reitern, so subtil gearbeitet, daß man sie durch ein Nadelöhr schieben konnte, giengen zahlreich aus seinen emsigen Händen hervor. Er hatte zugleich eine so feine Schrift, daß er das deutsche Vater Unser auf ein Papier, das eine Erbse bedeckte, die 6 Hauptstücke der christlichen Lehre auf einen Platz, den ein gemeiner Pfennig einnahm, und sogar 12 Vater Unser mit dem Glauben, in dessen Mitte noch ein Kruzifix mit Maria und Johannes gezeichnet war, auf eben diesen Raum mit Frakturbuchstaben zu bringen im Stande war. Er pflegte

ferner sogenannte Etuis mit tausend Kleinigkeiten aus ohnehin sehr kleinen Körpern auszuarbeiten; so z. B. eine Haselnuß mit einem Deckel von Elfenbein, in welchem die verschiedensten Hausgeräthe in verhältnißmäßiger Größe zu finden waren; ein Paar gemeine hohle Würfel aus Bein, in deren einem ein elfenbeinernes Brettspiel mit den dazu gehörigen Würfeln und Steinen, wie auch ein gestickter seidner Beutel mit 100 kleinen Goldstücken, und ein Schreibzeug mit allen Nöthigen versehen, in dem andern aber die meisten Stücke des gewöhnlichen Handwerkszeuges für solche Arbeiten zu finden waren; — ein Nähpult aus Elfenbein in der Größe einer Haselnuß, welches alles, was man in einem solchen zu suchen pflegt, und ausserdem noch 4 Kegelchen zum Spitzenwirken, ein Strickzeug von 100 Maschen, ein ausgenähtes und ein Mustertüchlein enthielt. Auf einen Kirschkern schnitt er das ganze lateinische Vater Unser mit erhöhten Versalbuchstaben, auf einen andern 8 Köpfe mit Einfassungen. Ein dritter Kirschkern zeigte auf dem untern Theile die 12 Apostel mit ihren Marterzeichen ꝛc. ꝛc. Die Höhle des Kerns schloß alle im Leiden Christi vorkommenden Marterwerkzeuge in sich. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Kunststücke nur mit Vergrösserungsgläsern recht betrachtet und bewundert werden konnten. —

Pronners größtes Kunstwerk aber, welches im Jahr 1606 der damalige Erzherzog Ferdinand von Oesterreich zum Geschenk erhielt, war ein Federmesser, in dessen hohlem Hefte 13 kleine elfenbeinerne Kästchen stacken, die man nach Oeffnung der Deckel von beiden Seiten heraus nehmen konnte. Ausserhalb an dem einen Deckel war der ganze Titel und Namen des Erzherzogs angebracht; innerhalb stand der ganze Kalender von 1606 auf Pergament geschrieben. Der andere Deckel zeigte den Spruch aus dem 117ten Psalm: Lobet den Herrn alle Heiden, und preiset ihn alle Völker, in 21 Sprachen, wie auch das Vater Unser und den Glauben; die Schrift war überdieß von allen Seiten mit durchgebrochenen Zierrathen umgeben. Von den Kästchen selbst enthielten 10 nahe an 1500 Stücken von Kleinigkeiten aus allerlei Stoffen, je nachdem ihre Bestimmung es erforderte; so das Meiste aus den Vorräthen eines wohl versehenen Hauses und Kellers, und verschiedene Hausgeräthe; die übrigen 3 aber eine ganz eiserne, mit einem besondern Mechanism beim Oeffnen versehene Kasse, welche 100 mit F geprägte Goldstücke in sich schloß, eine beinerne, achtgliedrige, aus einem einzigen Stücke gearbeitete, so wie eine goldene, spannenlange hundertgliedrige Kette, einen der allerkleinsten Kirschkerne, auf welchem das Wappen der Stadt Nürn-

berg geschnitten, innerhalb 2 Dutzent zinnerne Teller, 1 Dutzent Messer, deren Klingen von Stahl, die Hefte aus Holz, und ein Dutzent buxbaumene Löffel eingeschlossen; endlich noch ein mehrmals durchlöchertes, an beiden Enden in 4 Theile gespaltenes, mit diesen Endtheilen wieder durchbohrtes, und ein anderes Kinderhaar, welches in 8 Theile getheilt, auf einem schwarzen Papier lag. Bis in sein 80jähriges Alter blieb Pronner gesund und kräftig genug, mit dem schärfsten Auge, und der sichersten feinsten Hand seine kunstreichen Arbeiten beständig fortzusetzen; erst am 26. Januar 1630, nachdem er 30 Jahre in Nürnberg gelebt, bezahlte er die allgemeine Schuld der Natur.

* * *

Als ein vornehmer Katholik einst behauptete, daß Luther nicht wirklich kopulirt gewesen sey, erklärte die hierüber befragte Universität Wittenberg aktenmäßig:

„Luther habe sich am 13ten Juni 1523, in Gesellschaft des Dr. Pommer, des Mahlers Lucas Cranach, und eines Juristen Appell, ganz unvermuthet in das Haus des dortigen Gerichtsschreibers Reichenbach begeben, wo Käthe von Bora sich still und wohl verhalten, und um dieselbe geworben, die nicht gewußt anfänglich, ob's Ernst gewesen, und da sie solchen vermerkt, darin bewilligt."

Am 27ten Juli war die Hochzeit, zu welcher der Rath

„ein Stübchen Malvasir, das Quart zu 5 Groschen, ein Stübchen rheinischen Wein und 6 Kannen Frankenwein“

verehrte, auch nachher ein Faß Eimbeckisch Bier in die neue Wirthschaft lieferte. Auch bezahlte der Rath für Luther den Wein, den er ein ganzes Jahr hindurch aus dem Rathskeller durfte holen lassen, welche Totalsumme sich auf 3 Thaler 4 Groschen und 2 Pfennige belief.

* * *

Portugals glänzende Periode war unter der Regierung des Königs Emanuel des Großen im Anfange des 16ten Jahrhunderts, wo ein Geist seltner Thätigkeit und Ruhmbegierde das Volk zu großen Unternehmungen hinriß. Vasco de Gama, Alvares Cabrera, und andere erobernde Seefahrer verbreiteten Emanuels Ruhm in die entferntesten Gegenden Asiens, Afrika's und Amerikas. —

Ströme Goldes flossen nach Portugal, und die Schriftsteller dieses Landes nennen mit Recht jenes Zeitalter das goldne. — Damals strichen noch Englands und Frankreichs Schiffe vor der portugiesischen Flagge die Segel, und diese herrschte in den ostindischen Meeren so unbegränzt, daß sie, mehr als Groß-

britanien, heutiges Tages, dort das Recht des Alleinhandels ausübte.

Das occidentalische Reich der Portugiesen erstreckte sich 4000 Stunden weit längs den Küsten vom Cap der guten Hoffnung an Afrika's Südspitze bis zum Cap Liampo oder Ning-Po in China, ohne darunter die Gestade des rothen Meers und des persischen Golfs, das heißt eine Strecke von 1,200 Stunden zu begreifen. All' dieß reiche Küsten- und Insel-Land war in 7 Gouvernements eingetheilt. Ein oder zwei Forts reichten hin, mehrere afrikanische und asiatische Königreiche zu dominiren, und so zählte man über 60 portugiesische Forts. Der Tribut der unterjochten Fürsten warf allein jährlich 200,000 Thaler ab; der Zoll von Diu brachte allein 100,000 Thaler ein, der von Goa 160,000, der von Malacca 70,000. — Die Commandanten der Forts hatten Besoldungen, welche oft den Revenuen eines Fürsten glichen; der Commandant von Sofola, oder die von Mozambique bezog alle 3 Jahre 200,000 Dukaten, und die Vicekönige, die jährlich 18,000 Thaler Gehalt hatten, aber durch den Verkauf der Stellen, durch den Kommerz für eigne Rechnung, auf eine reine Einnahme von 800,000 Dukaten zählen konnten, vermehrten durch Grausamkeiten, und Erpressungen ihre Schätze auf unglaubliche Weise, daß sie an Reichthum manchem europäischen Souverän gleich kamen.

Siebenzehentes Jahrhundert.

In den interessantesten Zügen aus dem Leben des englischen Reisenden Jonis Hanvay kömmt folgende Anekdote von Schach Nadir dem merkwürdigen Despoten Persiens vor.

„Er (Nadir) verachtete öfters die Beleidigungen seiner Person, ob sie ihm gleich nicht unbekannt waren. Er litt es, daß man ihn einen Bösewicht, Lasterhaften ꝛc. hieß, aber nie vergaß oder verzieh er eine beissende Satyre. — Nun ist es in Persien eine gewöhnliche Artigkeit, die man zu Ankommenden sagt, daß man spricht: „Ihr Platz war sehr leer," d. h. man vermißte Sie sehr. Als sich Nadir ein prächtiges Grabmal hatte erbauen lassen, schrieb ein Witzling auf die eine Seite: „O Nadir! Dein Platz ist sehr leer."

Es wurden sehr strenge aber vergebliche Untersuchungen angestellt, um den Urheber dieser Satyre zu erfahren. Endlich meinte der Schach, sie könnte doch nur von einem Gelehrten herrühren; er ließ daher alle Mullahs nach und nach vor sich kommen, und sie insgesammt so hart mit Ruthen peitschen, daß Viele während der Mißhandlung ihren Geist aufgaben."

* * *

Andreas Acolauth, Professor der orienta-

lischen Sprachen in Breslau erregte durch eine Prophezeihung im Jahre 1693 großes Aufsehen. Er breitete aus, daß er auf den Flügeln der Heuschrecken ganz deutlich die Buchstaben A M gelesen habe, welche nichts anders bedeuteten, als:

„Annona Moriemini“ (Ihr sollt aus Kornmangel sterben.)

Da er als ein Mann von Ansehen mit dieser Weissagung auftrat; so machte sie auf Viele so großen Eindruck, daß sie aus Furcht krank wurden. Der berühmte Theolog Neumann sah sich endlich genöthiget, gegen diese Thorheit zu predigen. Er ermahnte seine Gemeinde, sich durch solche Träumereien nicht irre machen zu lassen, und versicherte sie, der liebe Gott schriebe keine Briefe an die Menschen auf Heuschreckenflügel.

„Ueberdieß, fuhr er fort, wenn es auch wahr wäre, daß sich die bekannten Buchstaben auf den Flügeln dieser Thiere befänden, so hätte sie Acolauth ganz unrichtig verdeutscht; denn es hieße im guten Latein nicht: Ihr werdet vor Getreidmangel sterben, sondern: Ihr werdet euch an euerem Getreide zu Tode essen. Hütet euch also, schloß er, vor dieser Völlerei, und ihr habt keinen Untergang zu fürchten.

* * *

In Ellwangen wurde vor einigen Jahren eine

alte Kapelle abgebrochen. Aus mehreren Urkunden, welche in dem blechernen Knopfe eines kleinen Glockenthurms auf dem Dache gefunden wurden, ersah man, daß der Thurm, einige Jahrhunderte später, als die Kirche, im Jahre 1657 errichtet wurde, daß damalen ein Viertl Roggen 8 bis 10 Kreuzer, ein Viertl Dinkel 5 Kreuzer, eine Maaß Wein 7 bis 12 Kreuzer, eine Maaß Bier 6 Pfennige, und eine Kuh 5 bis 10 Gulden gegolten habe.

Achtzehentes Jahrhundert.

Gustav der Dritte, König von Schweden gab am 26. April 1774 auf dem Rathhause zu Stockholm Folgendes zu Protokoll:

„Durch die Preßfreiheit bekömmt ein König die Wahrheit zu wissen, die man mit so vieler Sorgfalt, und leider! oft genug mit so vielem Fortgange vor ihm verschweigt, und verbirgt. Den Beamten schafft sie den Vortheil, daß sie wohlverdiente und ungeheuchelte Lobsprüche erhalten können; oder auch bekommen sie Gelegenheit, das Publikum über falsche Ausdeutungen ihrer Handlungen aufklären zu können. Das Volk endlich erhält den Trost, sich beklagen zu dürfen, und überzeugt zu werden, daß seine Klagen unbefugt sind."

* * *

In den Berufungsedikten der Deputirten des dritten Standes in Portugal verlangte der König, daß man Deputirte sende „ohne Amt in der Finanz, Justiz, Landarmee, oder Flotte."

Man war also vor 120 Jahren gegen die Wahl Beamteter Deputirter der Repräsentativstände in einer alten Monarchie schon bedenklicher, als in unsern Tagen.

* * *

„Alma fides, Proceres, Vestram quae condidit Urbem
Gaudet in hoc, socia vivere pace, loco."

So schrieben die Bürger von Ankona über ihr Stadtthor, um dem eintretenden Fremdling sogleich hohe Begriffe vom Geist der Duldung inner den Mauern der Stadt einzuflößen, während nur den Katholiken öffentlicher Gottesdienst gestattet war, und die armen Juden sich, mit dem närrischen Zipfel am Hut, dem Hohn der Gassenbuben Preis geben lassen mußten.

Das aber gehörte zum savoir faire des achtzehnten Jahrhunderts.

* * *

Die Duldung der verschiedenen Religionspartheien und ihre gottesdienstlichen Verfassungen, wenn sie den Staat nicht beuuruhigten, war ein Hauptgrundsatz von Friedrich II. Schon im ersten Monate seiner Regierung schrieb er an den Staatsminister v. Brand:

„Die Religionen müssen alle Tolerirt werden, und mus der Fiscal nuhr das auge darauf haben, daß keine der andere abrug (Abbruch) Thou, den hier Mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden.“

* * *

Im Jahre 1706 waren die Portugiesen verlegen, einen tüchtigen General an die Spitze ihrer Truppen zu setzen, indem sie sich selbst eingestanden, daß die Nation dergleichen nicht mehr hervorbrächte. Da sie auf Erden keinen ausfindig machen konnten, so verstieg man sich in höhere Regionen und erwählte einstimmig den heiligen Antonius dazu.

Nach portugiesischer Verfassung muß man im dortigen Militär von unten auf gedient haben, um Befehlshaber werden zu können, was an sich so übel nicht ist. Um das Hinderniß der frühern Carriere-Versäumniß aus dem Wege zu räumen, zog man der Statue des hl. Antonius einen gemeinen Soldatenrock an, den andern Tag den eines Unteroffiziers, am dritten wurde selbe mit einer Offiziersuniform dekorirt, und so stieg dieser glückliche Pseudo-Militär im kurzen zum Generalfeldmarschall empor, erhielt aber nur ein mäßiges Traktament von 50 Moedoren, oder 150 Dukaten.

Er wurde der Armee in einer Sänfte vorgetra-

gen. Sie folgte in voller Begeisterung und lagerte sich nach einigen Märschen zwei Meilen unter Badajos, wo der Herzog von Berwik, der am andern Ufer der Guadiana stand, sie mit einigen Kanonenschüssen empfieng.

Der andere Morgen fand unsere tapfern Portugiesen völlig auf der Flucht. Lange konnte der Herzog diese Erscheinung nicht begreifen, und Hinterlist besorgend, ließ er durch Freiwillige Erkundigung einziehen. Diese brachten einige Gefangene auf, und da erfuhr man, daß die erste Kanonenkugel dem heiligen General den Kopf abgerissen hätte, wo dann kein Kommando mehr gehört worden, und kein Halten gewesen, sondern die ganze begeisterte Schaar in größter Verwirrung davon gelaufen sey.

Dessen ohngeachtet hat die heilige Exzellenz ihre Charge behalten und der König brachte jährlich in einem rothsammtnen Beutel die so wohl verdiente Gage.

Ob diese Gagen-Auszahlung noch heutigen Tages fortdauert, ist uns nicht bekannt. —

Der ewige Jude.

Die Fabel von einem seit Christi Kreuzigung bis zum jüngsten Tage in der Welt herumlaufenden und niemals sterbenden Juden, hat sich in vielen Ländern von Europa ausgebreitet. Die Erzählung ist aber nicht vollkommen übereinstimmend, wie bei allen Legenden. Die eine ist diese: Als Christus zum Tode geführt worden, so wollte er, von der Last des Kreuzes ermüdet, nahe bei dem Thore vor dem Hause eines Schuhmachers, mit Namen Ahasveros, ein wenig ausruhen; dieser aber sprang herbei, und stieß ihn fort. Christus wandte sich um, und sagte: Ich will hier ruhen, du aber sollst gehen, bis ich wieder komme. Und von dieser Zeit an, hatte er keine Ruhe mehr, sondern mußte beständig herumwandern. Die andere Erzählung ist diese, wie sie Matthäus Parisiensis, ein Mönch aus dem dreizehnten Jahrhunderte, vorträgt:— Da Christus aus dem Richthause des Pilatus zum Tode geführt wurde, so stieß ihn der Thürhüter, mit Namen Cartaphilus, mit der Faust von hinten zu, und sagte: gehe Jesu geschwind, gehe, was säumst du? Christus sah ihn ernsthaft an, und sagte: ich gehe, du aber sollst warten, bis ich komme. Und dieser Mensch lebet noch, gehet von einem Orte zum andern, und bringt seine Zeit in beständiger Furcht

zu, bis Christus zum Weltgericht erscheinen wird. Eine dritte Erzählung setzt noch hinzu, dieser herumwandernde Jude werde alle 100 Jahre tödtlich krank, werde aber doch wieder gesund, und bekomme seine vorige Gestalt wieder, und daher komme es, daß er nach so vielen hundert Jahren nicht älter aussehe, als ein Mann von siebenzig Jahren. So viel ist aus verschiedenen Legenden bekannt. Kein einziger von den alten Schriftstellern gedenket mit einer Sylbe einer solchen Geschichte; der erste, der etwas davon sagt, ist ein Mönch aus dem dreizehnten Jahrhunderte, wo man weiß, daß die Welt mit frommen Andichtungen bis zum Eckel angefüllt war. Indessen hat sich diese Geschichte so weit ausgebreitet, daß es sogar zum Sprichworte geworden ist: — Er lauft herum, wie der ewige Jude. Es fehlte nicht an Personen, die diesen ewigen Juden wirklich wollten gesehen haben, allein wenn man ihr Zeugniß nach den Gesetzen der historischen Glaubwürdigkeit untersucht, so findet sich, daß ein und der andere Betrüger sich dieses Mährchens möge bedient haben, um den guten und einfältigen Leuten aufzubürden, dieser oder jener sey der herumwandernde Jude; daher denn leicht die Nachrichten haben kommen können, daß der ewige Jude hier und da gesehen worden sey.

Mehrere Schriftsteller haben sich nach der Legende versucht. Unter den Neuern behandelten ihn Dr. Schubart, Schlegel, und Göthe im 3ten Theile seines Lebens.

Benj. Franklins Kunst vergnügt und reich zu werden.

In unsern Tagen, wo so allgemein über die Seltenheit des „Geldes" geklagt wird, müssen geldarme Leute es mit doppeltem Dank erkennen, wenn man ihnen ein Mittel anzeigt, wie sie ihre Münzen rekrutiren können. Ich will sie mit dem ächten Geheimniß bekannt machen, Geld zu fangen — mit dem sichersten Weg, leere Taschen zu füllen, und sie immer voll zu behalten. Zwey einfache Regeln, genau befolgt, machen die ganze Kunst aus.

Erstlich, wähle Rechtschaffenheit und Thätigkeit zu deinen beständigen Gefährden; und

Zweytens, gieb einen Pfennig weniger aus, als dein reiner Gewinn beträgt.

Dann wird dein eingeschrumpfter Beutel anfangen zu schwellen, und nie wieder über Auszehrung klagen. Kein Gläubiger wird dich drängen, kein Mangel drücken, kein Hunger nagen, keine Blöße erstarren. Der ganze Himmel wird heller über dir leuchten, und Freude in jedem Win-

kel deines Herzens aufkeimen. So befolge nun diese Regeln und werde glücklich! Banne die bleichen Gespenster der Sorgen aus deiner Seele und lebe unabhängig. Dann wirst du ein Mann seyn und wenn ein Reicher sich naht, dein Angesicht nicht verbergen, noch den Schmerz haben, klein zu scheinen, wenn die Söhne des Glücks zu deiner Rechten prangen: denn Unabhängigkeit, bey geringer oder großer Haabe, ist immer Reichthum und stellt dich zu gleiche Reihe mit dem stolzesten Ritter vom goldenen Vließ. O, so sey denn weise, und laß Thätigkeit am Morgen mit dir gehen und dich begleiten bis die Abendglocke zur Ruhe läutet. Laß Rechtschaffenheit seyn wie den Athem deiner Seele und vergiß nie, einen Pfennig übrig zu haben, wenn alle deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind: dann wirst du den Gipfel irdischer Glückseligkeit erreichen und Unabhängigkeit wird dein Schild und Harnisch, dein Helm und deine Krone seyn: dann wird deine Seele aufrecht gehen, und sich nicht vor dem Schurken in Seide bücken, weil er Schätze besitzt; dann wirst du keinen Schlag einstecken, weil die Hand, die ihn droht, einen diamantnen Ring trägt.

E n d e.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

36

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unterhaltungsbuch für die langen Winterabende

Regensburg 1823

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.1871
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072942-3